

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge**

Band (Jahr): **182 (2014)**

Heft 33-34

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Schweizerische Kirchen- Zeitung

HÖRT! – EINE BIBLISCHE GLOSSE

Als Mose merkte, dass seine Tage zu Ende gingen, berichtet eine jüdische Legende, habe er dreizehn Torarollen geschrieben. Zwölf verteilte er an die Stämme Israels, die dreizehnte legte er zur Aufbewahrung in einen Schrein, «damit man im Falle einer Fälschung die richtige Version dort nachlesen und die Wahrheit prüfen könne».¹

Aber wozu diese Mühe, da doch die Worte des Bundesschlusses in Stein gemeisselt in der Bundeslade lagen? Diese in Stein geschriebene, unveränderliche Fassung war nicht das Original; ihr ging das gesprochene und vom ganzen Volk gehörte Gotteswort voraus.

Hört, und ihr werdet leben! (Dtn 4,1)

Die grossen Reden des Deuteronomiums erinnern daran, dass am Sinai das ganze Volk gleichzeitig die Gottesstimme hörte: «Der Herr sprach zu euch aus dem Feuer. Den Schall der Worte habt ihr gehört, nur einen Schall, doch eine Gestalt habt ihr nicht gesehen» (Dtn 4,12). Die zehn Worte des Dekalogs beginnen nach der Selbstvorstellung Gottes mit der direkten Anrede «darum sollst du...» (oder in hebräischer Diktion: «Du wirst doch...»; Ex 20,1-17; Dtn 5,6-21). Dieser

Anspruch einer nationalen, nicht nur individuellen Offenbarung am Sinai ist einmalig und wurde über Jahrhunderte als prägender Teil der Geschichte Israels anerkannt; kein anderes Volk hat eine solche nationale Offenbarung beansprucht. «Heute ist es uns geschehen, dass Gott zu Menschen sprach und sie am Leben blieben» (Dtn 5,24). Von der Macht des Gehörten erschüttert bitten die mit dem Leben Davongekommenen Mose «unter Furcht und Zittern», an ihrer Stelle vor Gott zu treten: «Geh du allein hin! Höre alles, was der Herr, unser Gott, sagt. Berichte uns dann alles (...), und wir werden es hören und halten» (Dtn 5,27; vgl. Ex 20,1.19).

So wird Mose Dolmetscher und Vermittler der Tora. Der Gedanke dieses «aus zweiter Hand» vermittelten Gesetzes ist später für Paulus Grund für seine heilsgeschichtliche Relativierung als «Zuchtmeister», wenn er den Galatern schreibt: «Das Gesetz wurde durch Engel erlassen und durch einen Mittler bekannt gegeben» (Gal 3,19). Auch die Niederschrift auf zwei steinerne Tafeln – nach dem Bundesbruch Israels von Mose zerschmettert und nochmals geschrieben – genügte nicht.

Vielmehr muss das Gotteswort je neu verkündet und gehört werden, damit es lebendig



Maria legt Petrus und Johannes das Evangelium aus. Schweden, 14. Jahrhundert. Foto M.-L. Gubler

465
HÖRT!

467
LESEJAHR

468
50 JAHRE RPI

472
BERICHT

484
VATIKANUM II

487
AMTLICHER
TEIL

HÖRT!

bleibt. Gesprochene Worte können ganz anders treffen und nachwirken als Geschriebenes. Sie lösen Emotionen aus und haften im Gedächtnis. Verkünden und Hören setzt eine Konfrontation voraus, das Eintreten in einen Dialog. Das «Sch'ma Israel – Höre, Israel» wird zum Weckruf und Bekenntnis Israels (Dtn 6,4). Im täglichen Hören werden die Worte Gottes aktuell, wird die Vergangenheit zum herausfordernden «Heute»: «Ach, würdet ihr doch heute auf seine Stimme hören!» (Ps 95,7).

Das vorgelesene Buch

Das Buch Nehemia berichtet eine berührende Szene: Die aus dem babylonischen Exil Heimgekehrten versammeln sich in Jerusalem auf dem Platz zum Wassertor und bitten den Schriftgelehrten Esra, «das Buch der Weisung des Mose» zu bringen. Vom frühen Morgen bis zum Mittag liest Esra vor, sekundiert von Leviten, die abschnittsweise erklären, sodass die Leute das Vorgelesene verstehen können: «Die Ohren des ganzen Volks waren auf das Buch der Weisung gerichtet (...), und man verstand, was vorgelesen wurde.»² Beim Öffnen des Buches erheben sich alle und antworten auf Esras Lobpreis mit «Amen! Amen!». Doch dann weint das ganze Volk betroffen von diesen – vergessenen oder im Exil nie vernommenen – Worten. So ermutigt sie Esra: «Seid nicht traurig und weint nicht! (...) geht, haltet ein festliches Mahl und trinkt süßen Wein! Schickt auch denen etwas, die selbst nichts haben, denn heute ist ein heiliger Tag zur Ehre des Herrn. Macht euch keine Sorgen, denn die Freude am Herrn ist eure Stärke!» (Neh 8,1–12). Die Verkündigung der Tora soll die Hörenden nicht mit Forderungen erdrücken, sondern Freude und Lebensmut wecken, soll «zum Lobgesang im Haus der Pilgerschaft (...), zum Licht auf dem Weg» werden (Ps 119,54.105).

«Hört, ihr Himmel! Erde, horch auf!, denn der Herr spricht»: So beginnt die Botschaft des Buches Jesaja. Es ist vor allem Deuterojesaja, der immer wieder ruft, «Hört ihr es nicht? (...) Jakob, höre auf mich, höre mich Israel (...). Hört auf mich, ihr Inseln, ihr Völker in der Ferne (...), hört auf mich, die ihr der Gerechtigkeit nachjagt und die ihr den Herrn sucht» (Jes 40,21: 48,12; 49,1; 51,1). Nur der aufmerksam Hörende vermag die Konturen des kommenden Neuen zu erkennen.

Ohren, zu hören

Jesus selbst hat nichts Schriftliches hinterlassen. Erst nach dem Tod der Augenzeugen entstand das Neue Testament, damit die Botschaft Jesu schriftlich festgehalten für kommende Generation nicht verloren gehe. Der Anfang des öffentlichen Wirkens Jesu beginnt nach Lukas in der Synagoge von Nazaret, wo Jesus zur Prophetenlesung aufsteht

(die jedem männlichen Erwachsenen erlaubt war), ans Lesepult tritt und aus dem Buch Jesaja vorliest. Feierlich langsam schliesst er die Schriftrolle, gibt sie dem Synagogendiener zurück und setzt sich. Aller Augen sind auf ihn gerichtet, als er verkündet: «Heute hat sich das Schriftwort, das ihr eben gehört habt, erfüllt.» Diese kürzeste Predigt löst Überraschendes aus: allgemeinen Beifall, Staunen, Betroffenheit, eine heftige Diskussion, die in einem wütenden Attentatsversuch und dem Weggang Jesu endet (Lk 4,16–30). Immer wieder beendet Jesus seine Gleichnisse mit der aramäisch-hebräischen Redewendung: «Wer Ohren hat, der höre!» (Mt 13,9.43 u.ö.). Der gleiche Weckruf erklingt in den sieben Sendschreiben der Offenbarung: «Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt!» (Offb 2,7.11.17.29; 3,6.13.22).

Im Zeitalter der SMS, der schnellen «paste and copy»-Plagiate und der E-Mail-Flut, der digitalen Fernstudien, aber auch der durch dröhnende Bässe aus Kopfhörern zunehmend taub werdenden Ohren ist das Hören und Zuhören zur Kunst geworden. Hören ist nicht nur ein akustisches Geschehen, sondern ein Aufnehmen geistigen Sinns, unerlässlich für Sprache und Sozialisation. So lernen vergangene Generationen aufmerksam hörend die Tora, ja die ganze Bibel auswendig. Wie in der biblischen Weisheitstradition beginnt auch die Benediktregel mit dem Aufruf: «Höre, mein Sohn...» (Prolog I; vgl. Spr 4,20), und Franz von Sales meint in seiner «Philothea»: «Sicher ist jedenfalls, dass unser Herz durch das Ohr atmet» und darum Hören ein besserer Weg zum Lernen sei als das Studium (DaSal 1,159; 1,28). Seit der Liturgiereform werden bis zum heutigen Tag die Schrifttexte im Gottesdienst vorgelesen um auf diese Weise als «Wort des lebendigen Gottes» gehört zu werden. Wie die biblische Weisheit im Lärm der Strassen zum Hören ruft (Spr 1,20), soll auch das Predigtwort die Ohren öffnen. Doch müsste nicht – um das wirklich Entscheidende zu verstehen und nicht zu vergessen – auch heute um ein «hörendes Herz» gebetet werden, wie es einst Salomo tat (1 Kön 3,9)? *Marie-Louise Gubler*

Ordenstag 2014 in Bern

Wie schon 2010 und in früheren Jahren treffen sich auch dieses Jahr Ordensleute aus der Schweiz zum Ordenstag am 10. September 2014 in Bern. Sie wollen sich begegnen und neu inspirieren lassen. Bruder Niklaus Kuster, Kapuziner, wird die spirituellen Impulse geben (Thema: «Wacher Blick – freie Hände – mutige Füße»). Er ist Spezialist für franziskanische Spiritualität, Hochschuldozent und Buchautor. Der Anlass findet in der Bruder-Klaus-Kirche statt (10.15 Uhr bis 16 Uhr).

Dr. Marie-Louise Gubler unterrichtete am Lehrerinnenseminar Menzingen Religion und am Katechetischen Institut Luzern Einführung und Exegese des Neuen Testaments.

¹ Israel Zwi Kanner (Hrsg.): Jüdische Märchen. Frankfurt 1977, 66.

² So Neh 8,3.8 nach Zürcher Bibel (ZB 2007); vgl. 8,10: «denn die Freude am HERRN, sie ist eure Zuflucht!» (ZB 2007).

ZWISCHEN SELBSTVERLEUGNUNG UND SELBSTFINDEN

Ich setze voraus, dass der Mensch sich selbst gestattet ist; dass er denken kann, ohne dass irgendeine Autorität ihm das Denken abnimmt; dass er sein Glück suchen darf, ohne dass diese Suche unter Verdacht steht; dass er die Art seines Lebens wählen kann, ohne dass ihm jemand die Freiheit dazu nimmt. In religiösen Traditionen ist dies nicht selbstverständlich. Autonomie und Selbstfindung standen oft unter Verdacht. Das Opfer, die Selbstentsagung oder gar die Abtötung des eigenen Ich galten auch in der Geschichte des Christentums oft als die höheren Werte. Gehorsam war wichtiger als Autonomie. Einen Text der zweifelhaften Selbstverleugnung finde ich im «Lexikon für Theologie und Kirche» unter dem Stichwort Gehorsam: «Gehorsam ist das Sicheinfügen des Willens in den gebietenden Willen einer Autorität. Diese setzt den Befehl, der autoritativ Erfüllung fordert. (...) Der Gehorsam schliesst sich der Entscheidung des autoritativen Willens an, verzichtet auf eine eigene hinsichtlich des Inhalts (...). Der Gehorchende richtet sich also eigentlich auf den befehlenden Willen als solchen und bejaht dabei einschliessweise die Gehalte. Er nimmt sie nicht an, weil sie in sich gut sind, sondern weil sie befohlen sind. Darin liegt das Vernünftige des Gehorsams, das seine Sittlichkeit begründet. Gehorsam gibt der Autorität das, was ihr gehört, nämlich die Gefolgschaft.»¹ Gehorsam besteht also darin, nicht selber zu denken und nicht selber zu entscheiden, sondern sich fremden Autoritäten zu unterwerfen, die das eigene Gewissen ersetzen. Die Selbstentsagung wird zum Ziel. Dies kann niemand mehr wollen, es hat schon viele zum Opfer gemacht.

Ich-Vergessenheit

Ich frage aber weiter: Gibt es eine Humanität, gibt es eine Stärke des Menschen, gibt es einen Weg zur Wahrheit und zu Gott, der ohne Entsagung oder gar Verleugnung des korrupten Ich auskommt? Kann man sich finden, ohne sich zu verlieren? Kann man sein Leben finden, ohne es zu verlieren (Lukas 9,24)? Gibt es eine Autonomie ohne Selbstaufgabe und Gehorsam? Ich zitiere einen Text von Dorothee Sölle, einer starken, glücksfähigen Frau und einer unverdächtigen Zeugin: «Das Ich zu vergessen, ist notwendig, und genau das hat die mystische Tradition gedacht, insofern sie das Gott-Denken und das Ich-Vergessen in eine Beziehung setzt. Der Prozess, in dem das Ich aufhört, Gott zu vergessen, ist derselbe, in dem es anfängt, sich selber zu vergessen. Erinnerung und Vergessen sind zwei Seiten eines Aktes. Die Ich-Vergessenheit anstelle der normalen Gott-Vergessenheit gehört, mystisch gesprochen, in den Bereich des

Sich-Versenkens, Sich-Verlierens, des Sich-Verliebens, alles Tätigkeiten, in denen wir von uns selber fortgehen. Ein Mensch gewinnt ein Gesicht nicht, indem er sich im Spiegel betrachtet. (...) Zum Gesicht gehört das Auf-etwas-anderes-Schauen, das Gebanntsein von etwas ausser uns selbst. Dass wir uns verlieren können in etwas, das nicht wir sind, ist die schönste Art, das Ego zu entmachten und in diesem Sinn frei zu werden.»²

Ich-Vergessenheit nennt es Dorothee Sölle, dem eigenen Willen entsagen nennt es Benedikt von Nursia in seiner Regel. Eine menschheitliche und eine religiöse Wahrheit: Wer sich sucht und sich selber beabsichtigt, wird sich verfehlen.

Von sich selbst weggehen

Sich selbst ausziehen und von sich selbst weggehen, nackt werden ist die mystische Metapher, die wir in vielen Religionen finden, bei Franz von Assisi ebenso wie bei Dag Hammarskjöld, der Generalsekretär der Vereinten Nationen war und 1961 im Kongo ermordet wurde. In seinem Tagebuch notiert er: «Verkleidet ist das Ich, das nur aus gleichgültigen Urteilen, sinnlosen Auszeichnungen und protokollierten Leistungen geschaffen ist. Eingeschnürt in die Zwangsjacke des Naheliegenden. Aus alledem heraustreten, nackt, auf des Morgenlichts Klippe – empfangen, unversehrt, frei: im Licht, mit Licht, vom Licht. Einer, wirklich in dem einen. Heraus aus mir selbst, dem Hindernis, hinaus zu mir selbst, der Erfüllung.»³

Das isolierte und in sich selbst verfangene Ich mit seinen korrupten Wünschen und Interessen, so Hammarskjöld und Sölle, ist also nicht der Ort der Freiheit. Es ist der Kerker, aus dem sich der Mensch befreien muss. Man muss sich seiner entledigen, um sich selbst und um Gott zu finden. Man findet sich, indem man sich verlässt. Der Geist der Selbstentledigung ist messerscharf, und er hat viele bis in die Seele oder bis in die Seelenlosigkeit verletzt. Er wurde manchmal verstümmelt zu einer Technik und zu dem bösen Wort Abtötung. Aber gibt es überhaupt eine grosse Wahrheit, die nicht zugleich gefährlich und missbrauchbar ist? Jede grosse Idee ist streng. Das Problem: Man könnte die Strenge für die Idee selber halten. Dafür plädieren weder Sölle noch Hammarskjöld. Sie plädieren für eine Autonomie, für das freie Ich, das – um ein altes Wort zu gebrauchen – die Demut kennt. Man kann sich nicht selbst genügen. Man kann sich nicht in sich selbst finden und bergen. Jede wahre Selbstfindung findet im Gespräch statt. Freigeister sind nicht in sich selbst frei. Sie werden zu freien Geistern im Gespräch; in der Fähigkeit, auf die Stimme der Toten zu hören, auf die Stimme der le-

benden Geschwister, auf die Stimme Gottes. Man darf sich nicht gewissenlos irgendeiner Autorität unterwerfen. Man darf sich aber auch nicht gewissenlos sich selbst und dem eigenen Ich unterwerfen. Gehorsam heisst, sich dem eigenen falschen Bewusstsein entwenden, wenn man so will: sich verleugnen. Es heisst, sich treffen und beunruhigen lassen von Wahrheiten, die grösser sind als die eigenen. Wir sind nicht nur wir selbst, und wir werden uns nicht finden, wenn wir uns nur in uns selbst suchen. Freiheit besteht auch in der Freiheit von uns selbst. In meiner Jugend, in einer Welt, in der uns das Ich, das eigene Gewissen und die eigenen Entscheidungen von aussen diktiert waren, haben wir dafür gekämpft, uns selbst finden und Ich sagen zu dürfen. Das war ein unerlässlicher Kampf.

Mehr als unser dürftiges Ich

Heute aber verlangen wir unsere Freiheit, mehr sein zu dürfen als nur unser dürftiges Ich. Das aber geht nicht ohne den Weg der Reinigung von dem verblendeten und in sich selbst verkrümmten Ich. Es geht also nicht um weniger Freiheit, sondern um mehr. Man darf weder in Autoritäten ersticken noch in sich selbst. Authentisch ist nicht, wer nur sich selbst kennt, verfolgt, liebt und sucht. Authentisch ist und sich finden wird, wer nicht darauf besteht, authentisch zu sein; wer vielmehr von sich absieht und den Geist nicht nur bei sich selbst vermutet; um es mit Dorothee Sölle zu sagen: Wer fähig ist, das besitzergreifende Ego zu entmachten.

Ich habe das Bild eines grossen Freigeistes vor Augen, des Theologen Dietrich Bonhoeffer. Er war ein freier Mensch, er hat sich dem Geist der Nazis nicht gebeugt. Seine Freiheit hat ihm Unfreiheit, Gefängnis und Tod gebracht. Er war ein souveräner und Ich-starker Mensch, wie ich wenige kenne. Zugleich hat er für die grossen alten inzwischen verfemten Wörter Demut und Gehorsam plädiert. Er hat sich gefunden, weil er sich verlieren konnte. Vielleicht doch besser: Er hat Gott gefunden, weil er sich verlieren konnte.

Fulbert Steffensky

¹ LThK² Bd. IV (1960), 602–604.

² Dorothee Sölle: *Mystik und Widerstand*. Hamburg 1997, 265.

³ Dag Hammarskjöld: *Zeichen am Weg*. München-Zürich 1965, 83.

Prof. em. Dr. Fulbert Steffensky studierte evangelische und katholische Theologie, lebte 13 Jahre als Benediktinermönch und konvertierte danach zum lutherischen Bekenntnis. Zusammen mit seiner ersten Frau, der verstorbenen Dorothee Sölle, gründete er in den 1960er-Jahren die Politischen Nachtgebete und unterrichtete von 1975 bis 1998 an der Universität Hamburg Religionspädagogik. 2013 erhielt er für sein Lebenswerk den ökumenischen Predigtpreis.

BLICK ZURÜCK NACH VORN

50 JAHRE RPI

50 Jahre RPI und die religionspädagogische Entwicklung in der Schweiz

Pro Woche hielt ich 26 Lektionen bei Erstklässlern, Viert-, Fünft- und Sechstklässlern, bei Real- und Sekundarschülern und in der Hilfsschule. Daneben erledigte ich noch administrative Aufgaben auf dem Pfarreisekretariat, oder ich musste für die Kirchenpflege etwas schreiben. Auch kleinere Einsätze in Gottesdiensten gehörten zu meinen Tätigkeiten.»¹ So beschreibt eine Absolventin des ersten Kurses des Katechetischen Instituts ihre erste Stelle, die sie 1966 in der Stadt Zürich angetreten hat. Die neu ausgebildeten Katecheten und Katechetinnen kamen in eine Situation, in der sie zwar sehr gefragt waren, ihr Berufsbild bis hin zu organisatorischen Aspekten wie Arbeitsbelastung und Pensen aber noch ungeklärt blieb. Sie leisteten echte Pionierarbeit. Ungewohnt waren sie noch, die professionell ausgebildeten Laien mit Vollzeitpensum.

Die Gründung des Katechetischen Instituts Luzern (KIL)

Der Gründungsimpuls für das RPI war pragmatisch der eklatante Mangel an Religionslehrpersonen, eine Konsequenz des damals schon sich abzeichnenden Priestermangels. Aus diesem Grund regte die Pfarrkonferenz der Stadt Luzern die Gründung eines Katechetischen Instituts an der Theologischen Fakultät an, das der Ausbildung von Laien für den Religionsunterricht dienen sollte. Gegründet wurde es Anfang 1964 vom Regierungsrat des Kantons Luzern, eröffnet zu Beginn des Studienjahres am 19./20. Oktober 1964. Bemerkenswert ist aus heutiger Sicht, wie speditiv das Vorhaben umgesetzt wurde, bemerkenswert ebenfalls die dafür nötige gute Zusammenarbeit zwischen der Kirche und dem Kanton Luzern. Die Luzerner Tageszeitung «Vaterland» berichtet über die Eröffnung: «Die zahlreiche Teilnahme der geistlichen und weltlichen Obrigkeit sowie so vieler Priester und Laien aus dem Kanton und der ganzen deutschsprachigen Schweiz bekundete entsprechend deutlich das rege Interesse für eine solche Stätte der katechetischen Unterweisung und Forschung.»²

Als Aufgaben des neuen Instituts wurde festgehalten: 1. Ausbil-

dung von Religionslehrpersonen auf allen Stufen, 2. die wissenschaftliche Arbeit und 3. die Weiterbildung. Die Anbindung an die Theologische Fakultät Luzern war deshalb nicht nur naheliegend, sondern auch adäquat. Man kann daraus schliessen, dass tatsächlich der Wille da war, nicht nur katechetisches Hilfspersonal, sondern qualifizierte Lehrpersonen mit eigener Professionalität und eigenem Profil auszubilden. Als einziges Institut seiner Art in der Schweiz entwickelte das Katechetische Institut von Anfang an eine Ausstrahlung für die gesamte Deutschschweiz.

... und wieder das Zweite Vatikanum

Es ist kein Zufall, dass das Jubiläum des Zweiten Vatikanischen Konzils und der RPI-Geburtstag so nahe beieinanderliegen. Das Aggiornamento, die anthropologische Wende in der Theologie und die Entwicklung der Religionspädagogik bilden den geistig-theologischen Rahmen der Institutsgründung.

Liest man das Dekret «Christus Dominus», so sind Inhalt und Aufgaben des Katechetischen Instituts überraschend zutreffend beschrieben. Der (Religions-)Unterricht sollte eine «geeignete Ordnung und eine Methode» haben, welche «der Eigenart, den Fähigkeiten, dem Alter und den Lebensbedingungen der Zuhörer entsprechen». Dafür brauche es entsprechende Fachleute. So müssen «Katecheten für ihre Aufgabe gebührend vorbereitet werden, indem sie die Lehre der Kirche gründlich kennen lernen und auch die psychologischen Gesetze und pädagogischen Fächer theoretisch und praktisch erlernen. Sie seien auch bemüht, dass der Unterricht für erwachsene Katechumenen wieder eingeführt oder besser angepasst wird.»³

Dieses Programm nimmt die Anliegen der katechetischen Reformbewegung seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts auf: die Forderung nach einer pädagogisch fundierten Planung des Religionsunterrichts, nach der Berücksichtigung von Psychologie und Pädagogik, um gezielt auf die Schülerinnen und Schüler eingehen zu können, und nach einer Ausbildung, welche die erforderlichen Elemente zusammen mit den theologischen Grundlagen integral beinhaltet.⁴ Damit



Hauptamtliche Mitarbeitende des RPI (v. l. n. r.): Nicola Ottiger, Markus Arnold, Veronika Bachmann, Gregor Schwander, Monika Jakobs, Kuno Schmid und Eugen Trost.

Prof. Dr. Monika Jakobs ist Professorin für Religionspädagogik und Katechetik an der Theologischen Fakultät der Universität Luzern und Leitern des Religionspädagogischen Instituts. Von 2003 bis 2005 und von 2009 bis 2013 war sie Dekanin der Theologischen Fakultät.

¹Vreni Merz: Eine Klasse mit 63 Schülern. Interview mit Claire Guntern-Troxler, in: Vreni Merz/Urs Winter: Brennpunkt Religionsunterricht. Luzern-Stuttgart 1989, 24-31 [FS zum 25-jährigen Bestehen des KIL].

²R. Schmid: Feierliche Eröffnung des Katechetischen Instituts in Luzern, in: Vaterland 23. Oktober 1964.

³Christus Dominus. Dekret über die Hirtenaufgabe in der Kirche, Nr. 14.

⁴Klaus Wegenast: Religionspädagogik Bd.II. Der katholische Weg (Einleitung). Darmstadt 1983, 3-16.

verbunden war die grundlegende Veränderung des wissenschaftlichen Selbstverständnisses von der Katechetik, welche bislang als Anwendungsdisziplin der Dogmatik verstanden worden war. Neu verstand man sich als Religionspädagogik, die Wissenschaft von den Bedingungen, Perspektiven, der Theorie und der Gestaltung von religiöser Bildung insgesamt. Das bedeutet die Verabschiedung vom neuscholastischen Stoffprinzip, wie es im Katechismus umgesetzt ist, und die Neuprofilierung eines interdisziplinären Fachs in der Theologie. Während sich die Fachbezeichnung «Religionspädagogik» seit 1913 – als Joseph Göttler den ersten Lehrstuhl dieses Fachs in München innehatte – durchsetzte, brach die didaktische Weiterentwicklung der Reformkatechetik ab. Mindestens drei Ursachen sind dafür zu nennen: 1. die Bekämpfung dieser Bewegung wegen ihrer angeblichen «Offenbarungs- und Kirchenfeindlichkeit»; 2. die Zögerlichkeit im Hinblick auf die konsequente Reflexion von Inhalt und Methode im Religionsunterricht,⁵ und 3. das Aufkommen des Faschismus und der Zweite Weltkrieg sowie die restaurativen Tendenzen der Nachkriegszeit.

Der Katechismus wird abgelöst

Erst durch das Zweite Vatikanische Konzil wurden diese Ansätze wieder aufgegriffen, ja eingefordert. Eine konkrete praktische Konsequenz ist das Verschwinden des Katechismus als Lehrmittel des Religionsunterrichts. Obwohl seit seiner Entstehung in der Reformation auf Lernbarkeit (Auswendiglernen!) hin konzipiert, lässt er den Adressatenbezug vermissen und trägt massgeblich zum Misserfolg des Religionsunterrichts bei, wie er schon von der Reformkatechetik beklagt wurde. 1960 erteilte der Basler Bischof Franziskus von Streng den Auftrag, ein Religionsbuch zu erstellen, das den Basler Katechismus ablösen sollte. Ergebnis war das 1967 gedruckte «Arbeitsbuch für den Religionsunterricht auf der Mittelstufe der Volksschule» von Mitgliedern des Grenchner Kreises, das ad experimentum in ausgewählten Pfarreien erprobt werden sollte.⁶ Die Auseinandersetzungen um dieses Buch und mit seinen Autoren sind typisch für die Geburtswehen der neuen Religionspädagogik. Wie schon 50 Jahre früher wurde kritisiert, dem Erfahrungsbezug würde zu viel Raum gegeben, die Heilige Schrift und das Kerygma hingegen kämen zu kurz. Aus heutiger Sicht ist das Buch ein religionspädagogischer Durchbruch – wie auch die weiteren Publikationen des Grenchner Kreises –, ein ernsthaftes Bemühen um die dringend notwendige echte Korrelation von Leben und Glauben. Dass nicht mehr der Katechismus die Struktur und Methode des Religionsunterrichts vorgeben sollte, löste damals Ängste aus und beschwor Untergangsszenarien herauf. Die Auseinandersetzung um die Gewichtung der Pole Leben bzw. Erfahrung und Glaube bzw. Offenbarung gab während der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu hitzigen geführt

batten in der Religionspädagogik Anlass und schlug sich in unterschiedlichen didaktischen Konzeptionen für den Religionsunterricht nieder.⁷ Die Korrelation ist heute unbestrittenes und elementares religionspädagogisches Prinzip.

Professionalisierung

Als roter Faden in der Geschichte des KIL/RPI lässt sich die zunehmende Professionalisierung erkennen. Ein Absolvent des ersten Kurses von 1964 anerkennt wohl im Rückblick, wie die Dozenten, meistens Professoren, «ihre Inhalte neu aufarbeiteten und nicht einfach in die Schublade von festgefahrenen Lektionen greifen konnten». Und doch war der Anfang eher geprägt von einer Minimaltheologie, die für Katecheten als ausreichend erachtet wurde. Mit der Professionalisierung des religionspädagogischen Arbeitsbereichs zeigte sich, dass nicht weniger Theologie verlangt ist, sondern eine andere Perspektive. Notwendig ist der pädagogische Blickwinkel vom Kind, vom Jugendlichen oder erwachsenen Lernenden aus auf die Theologie. Dadurch ergibt sich eine Verschiebung der klassischen Gewichtung von Fächern und Themen, die gleichzeitig ein Lackmustext sein kann für die Glaubwürdigkeit der anthropologischen Wende der Theologie.

Ein zweiter wichtiger Aspekt der Professionalisierung ist der Theorie-Praxis-Bezug in einem akademischen Umfeld. Davon zeugen die Studienreformen, vor allem die von 1993 und von 2004, welche zunehmend die Praxis in das Studium integrieren. Praktische Handlungskompetenz entsteht nicht automatisch durch die lineare Abfolge von theoretischer Instruktion und anschliessender «Umsetzung», vielmehr muss der Theorie-Praxis-Bezug von Beginn der Ausbildung an präsent sein und – vor allem bei den Studierenden – zu einer immer differenzierteren Reflexionsstruktur heranreifen. Fachlich massgebend ist hierbei der relevante pädagogisch-didaktische Wissensstand und die Orientierung an den Kriterien der Lehrpersonenausbildung bzw. der soziokulturellen Animation. Eine optimale Umsetzung des Theorie-Praxis-Bezugs, das sei zugegeben, bleibt in einer solchen Ausbildung ein Dauerthema.

Seit den Anfängen hat sich in Sachen Berufsbild einiges getan, dennoch, so scheint es, hat die Anerkennung des Berufsstandes mit der Professionalisierung nicht ganz Schritt gehalten. Zu diskutieren geben immer wieder die uneingeschränkte Anerkennung von Laien im kirchlichen Dienst und die Frage der beruflichen Weiterentwicklung in der Pastoral in Zeiten kirchlichen Personal Mangels.

Vom KIL zum RPI

Auf das Studienjahr 2004 wurde aus dem Katechetischen Institut das Religionspädagogische Institut. Vorausgegangen war eine lange Phase der Neukon-

50 JAHRE RPI

⁵ Eugen Paul: Die Münchener Methode. Intention – Realisierung – Grenzen, in: KatBL 113 (1988), 186–192.

⁶ Karl Stieger / Othmar Frei / Fritz Oser / Anton Meier: Arbeitsbuch für den Religionsunterricht auf der Mittelstufe der Volksschule. Luzern-München 1967.

⁷ Vgl. Georg Hilger u. a.: Konzeptionelle Entwicklungslinien, in: Ders. u. a. (Hrsg.): Religionsdidaktik. München 2001, 42–66.

zeption des Studienangebots, die wiederum pragmatische und programmatische Aspekte berücksichtigte.

Im Vorfeld meldeten sich immer wieder viele Interessierte mit hoher Motivation und guten Voraussetzungen für das Arbeitsfeld, denen aber eine dreieinhalbjährige Vollzeitausbildung aus zeitlichen und finanziellen Gründen nicht möglich war. Die 2004 erfolgte Neuordnung des Studiums in Grund- und Aufbaustudium ermöglichte es, für den ersten Teil des Studiums je nach Ressourcen ein oder zwei Jahre zu veranschlagen. Die Praxis im darauf folgenden Aufbaustudium wurde aufgewertet zu einer bezahlten Praxisstelle. Damit konnten zwei Desiderate gleichzeitig erfüllt werden. Es ist nun möglich, wenigstens teilweise für den eigenen Lebensunterhalt zu sorgen; gleichzeitig wurden die Studierenden schon während der Ausbildung mit dem religionspädagogischen Ernstfall konfrontiert. Die Unterrichtsform während des Aufbaustudiums entspricht mit ihrer modulartigen Form, in der situationspezifisch verschiedene Fächer integriert werden, dem Theorie-Praxis-Bezug. Das neue Studienmodell erlaubt eine grössere zeitliche Flexibilität in der Gestaltung, was zu einer erheblichen Zunahme der Studierendenzahlen geführt hat.

Die Namensänderung von «katechetisch» zu «religionspädagogisch» ist keine Kosmetik, sondern war eine längst überfällige Anpassung an die Realität.

Für die Änderung lassen sich vier Gründe nennen:

1. Der religionspädagogische Arbeitsbereich umfasst mehr als die Katechese im engeren Sinne. Drei Kompetenzbereiche sind in der Ausbildung eigens ausgewiesen: Gemeindegatechese, schulischer Religionsunterricht und kirchliche Jugendarbeit.
2. Die RPI-Ausbildung erfolgt auf einer wissenschaftlichen Grundlage – wie schon im Gründungsakt festgelegt; vor allem durch die Anbindung an die Professur Religionspädagogik ist der Anschluss an die Forschung gewährleistet.
3. Die Religionspädagoginnen und Religionspädagogen (RPI) sind imstande, die Vielfalt der religionspädagogischen Arbeitsbereiche abzudecken sowie gestaltende und koordinative Verantwortung an ihrem Einsatzort zu übernehmen.
4. Die Bezeichnung entspricht dem internationalen Sprachgebrauch vergleichbarer Ausbildungen.

Ach, die Schule!

Die Veränderungen in der Bildungspolitik und in der Schullandschaft fordern die Kirche, die Pfarreien wie auch das RPI als Ausbildungsstätte heraus. Die Strukturen für den konfessionellen Religionsunterricht sind komplizierter und schwieriger geworden, sei es durch Einführung des bekenntnisunabhängigen Religionsunterrichts oder generell durch die Abnahme der gesellschaftlichen Akzeptanz für kirchliche und katechetische Aktivitäten.

Hier wirkt sich eine gewisse Theorievergessenheit negativ aus. Die religionspädagogisch gängige Unterscheidung der Lernorte wurde nicht so recht rezipiert. Viele mögen sich sagen: Was macht es schon aus, ob die Katechese im Schulhaus oder in der Pfarrei stattfindet? Die Akzentuierung der Lernorte jedoch ist ein gutes Instrument, die Handlungsmöglichkeiten in unterschiedlichen Kontexten besser auszuloten. Die Anerkennung des Lernortes Schule mit seinen spezifischen Zielen und Aufgaben ist – gerade angesichts der geringer werdenden Akzeptanz von Kirche – die Voraussetzung dafür, katechetisch-kirchliche Aktivitäten in diesem Kontext einzuschätzen.

Gemäss der Unterscheidung der Lernorte ist der genuine Platz der Katechese in der Pfarrei bzw. der christlichen Gemeinde. Es geht dabei nämlich um das ureigenste Anliegen der Kirche: die Einführung der nächsten Generation in Inhalte und Vollzug von Glauben. Ohne den Kontakt zur kirchlichen Communitas, ohne die Freiwilligkeit des Glaubenszugangs, ohne die Vielfalt von kognitiven und erfahrungsorientierten Zugängen ist dies nicht möglich. Dies kann die Schule je länger, desto weniger garantieren, ja, Katechese an der Schule ist zunehmend unerwünscht. Die Schule ist ein Ort der Bildung für alle. Wo es möglich ist, sollte sich die Kirche an diesem Bildungsauftrag beteiligen. Das kann aber nicht Katechese in der Schule heissen. Die Differenzierung der Lernorte ist sicher nicht auf jede Situation lupenrein anzuwenden, aber sie hilft, auf die neuen Herausforderungen gut zu reagieren.

Was heisst das in Bezug auf Schule? Nicht trotziger Rückzug, sondern radikales Umdenken ist hier gefragt: Welches ist unsere Rolle als Kirche in einer Gesellschaft, die nicht mehr durch und durch kirchlich ist? Können wir etwas für die religiöse Bildung aller tun? Was können wir als Kirche der Schule als Ganzes anbieten, um sie zu unterstützen? Je nach Situation ist Unterschiedliches möglich: Schulgottesdienste, Schulrituale, Beteiligung an Projekten und Schullagern bis hin zum – immer noch möglichen – konfessionellen Religionsunterricht, der Offenheit gegenüber allen Schülern praktiziert.

Die RPI-Ausbildung versucht, die Studierenden auf sich verändernde Gegebenheiten vorzubereiten, die mehr verlangen als das früher einmal gelernte didaktisch-pädagogische Handwerkszeug. Sie verlangen eine Haltung der Offenheit, des nüchternen Blicks auf die Realität, damit Zukunftsfähiges entstehen kann.

Neue Herausforderungen der Religionspädagogik – zwei Beispiele

Digital Natives

Die Feststellung, wie rasant sich das Leben durch die Digitalisierung, die sozialen Netzwerke und die

technischen Möglichkeiten der mobilen Telefone verändert wird, ist nicht besonders originell. In der Religionspädagogik hinken jedoch die theoretische Reflexion und die Erarbeitung praktischer Möglichkeiten dieser Realität hinterher. Es dominiert der Argwohn. Eine kompetente und gründliche Reflexion dieser neuen, dominierenden Realität steht noch aus. Es ist dringende Aufgabe, religionspädagogische Modelle für verschiedene Adressatengruppen und didaktische Konzepte für Schülerinnen und Schüler zu entwickeln, die selbstverständlich mit moderner Technologie hantieren, denen das Konzept «follower» und «likes» näher ist als das der «Jünger»; jungen Menschen, deren Identitätsfindung diesbezüglich ganz neue Chancen, aber auch Gefahren kennt.

Religiöse Begleitung Erwachsener

Eine weitere Herausforderung ist die religiöse Begleitung Erwachsener, auch dies schon eine Forderung des Zweiten Vatikanischen Konzils. Die Vorstellung, dass Kinder und Jugendliche eine religiöse Erziehung und Bildung erhalten, die mit dem Ende der Schulzeit abgeschlossen ist, entspricht nicht mehr der Realität. Ungebrochene religiöse Bildungsbiografien werden seltener. Umso mehr wird es darauf ankommen, religiöse und spirituelle Fragen Erwachsener in geeigneter Weise aufnehmen zu können. Hier muss ein originärer didaktischer Ansatz greifen, welcher der Lebenserfahrung, den unterschiedlichen Lebenswegen, den Ressourcen und konkreten Bedürfnissen Erwachsener gerecht wird. Dieses Thema hat in der RPI-Ausbildung in der letzten Jahren an Bedeutung gewonnen.

Frischer Wind

Von der Dynamik der Gründung der Universität Luzern im Jahr 2000 und dem Umzug in ein gemeinsames neues Gebäude hat auch das RPI profitiert. Deutliches äusseres Zeichen der vollen institutionellen Eingliederung ist der Bachelor in Religionspädagogik neben dem bewährten Diplomstudiengang. Es eröffnet den Studierenden universitäre Anschlussmöglichkeiten an Masterstudiengänge wie auch zum internationalen Studienaufenthalt. Hierdurch ist es möglich, noch breitere Interessentenkreise für die Ausbildung zu gewinnen. Schliesslich trägt der Bachelorstudiengang zur Profilierung des Fachs und damit auch der Theologischen Fakultät an der Universität bei. Davon unberührt bleibt die Frage des Berufsbildes und der Weiterentwicklung im kirchlichen Dienst, die gerade angesichts des kirchlichen Personalmanagements besser geklärt werden muss.

Frischen Wind brachte auch die Angliederung des Fachzentrums Katechese im Auftrag der DOK (Nachfolgeorganisation der Interdiözesanen Katechetischen Kommission) im Jahr 2010, welche

den traditionell intensiv gepflegten Kontakt zu den kantonalen Ausbildungsstellen und zu den katechetischen Kommissionen der Bistümer eine neue institutionelle Grundlage verleiht. In Zusammenarbeit mit dieser Stelle wird der Service für die katechetischen Arbeitsstellen und die katechetisch Tätigen in der Deutschschweiz neu aufgestellt.

In den letzten Jahren hat sich das RPI als religionspädagogisches Kompetenzzentrum in der ganzen Breite des Fachs etabliert, zum Beispiel die Mitwirkung von Mitarbeitenden am Leitbild Katechese, an Projekten Kirchlicher Jugendarbeit, am Lehrmittel für «Religion und Kultur», bei der kirchlichen Weiterbildung und an den Projekten des Fachzentrums Katechese im Bereich der Elternarbeit und der Eucharistiekatechese. Wir verstehen uns als religionspädagogisch kompetenter Partner staatlicher wie kirchlicher Organisationen. Diese Spur gilt es weiter zu pflegen und zu vertiefen.

Nicht Nostalgie, sondern Offenheit für die Zukunft

Spricht man heute von Religionsunterricht, so dominiert schnell einmal Nostalgie («Früher hatten die Kinder ein religiöses Grundwissen») und Pessimismus («Kaum einer kann mehr das Vaterunser»; «Meine Töchter hat so einen schlechten Religionsunterricht»). Als Leitsatz für das RPI kann gelten, was die französischen Bischöfe in ihrem Hirtenbrief «Proposer la foi» sagen: «Wir lehnen jede Nostalgie nach vergangenen Epochen ab (...). Wir träumen nicht von einer unmöglichen Rückkehr zur so genannten Christentümlichkeit. Kirche darf sich nicht von Gesellschaft und Kultur abwenden.»⁸

Als ein Institut, das der Theologie und der Pädagogik, der wissenschaftlichen Interdisziplinarität und der Vielperspektivität auf die Praxis verpflichtet ist, müssen wir die gesellschaftliche und religiöse Realität aufmerksam wahrnehmen. Das bedeutet, sich dem Neuen immer wieder mit offenem Blick zu stellen und unwichtige Modeerscheinungen von grundlegenden Trends zu unterscheiden. Nur so kann eine attraktive und zeitgemässe Ausbildung gewährleistet werden.

In diesem Sinne sei eine herzliche Einladung zum Jubiläum des RPI vom 12./13. September 2014 ausgesprochen. Es beginnt mit einem grundsätzlichen, nachdenklichen Beitrag zum Thema «Sehen und gesehen werden» – gerade auch im Zeitalter der Selfies –, thematisiert in Workshops religionspädagogische Herausforderungen und bietet einen geschichtlichen Rückblick der anderen Art. Neben den inhaltlichen Impulsen dieser Fachtagung kommen das Künstlerisch-Spielerische, das Feiern und die Begegnung am Festanlass nicht zu kurz. Informationen und eine Anmelde-möglichkeit finden sich unter: www.unilu.ch/rpi50

Monika Jakobs

50 JAHRE RPI

⁸ Den Glauben anbieten in der heutigen Gesellschaft [Orig. Proposer la foi]. Brief der Bischöfe an die französischen Katholiken. Hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 1996.

EIN JÜDISCHER DENKER ERFINDET DIE CHRISTLICHE THEOLOGIE

BERICHT

N. T. Wright stellte sein monumentales Paulusbuch in Freiburg vor

Freiburg/Schweiz, 10. bis 13. Juni 2014: Die Aula Magna der Universität gefüllt mit 400 bis 500 Anwesenden, die anspruchsvollen Vorträgen zuhören. Wer jetzt an Juristen, Betriebswirte oder Biologen denkt, liegt falsch. Auch kein grosser Fachkongress findet hier statt. Es sind an Theologie, genauer an biblischer Exegese interessierte Christinnen und Christen, die den Saal füllen und einem wunderbar klaren, stilistisch brillanten, immer wieder mit Humor durchsetzten Oxford-Englisch lauschen (oder der Simultanübersetzung in die französische oder deutsche Sprache; denn die perfekte Organisation der Tagung hatte auch dafür gesorgt).

Der Vortragende: ein ehemaliger anglikanischer Bischof (of Durham), vorher und nachher Professor der Theologie (in Oxford und St. Andrews – Namen, die akademisch hell klingen) und einer, der in der anglofonen Welt längst als einer der führenden Exegeten gilt, darüber hinaus aber Bestseller schreibt, die dort in jeder Buchhandlung liegen – auch «weltlichen»: «Surprised by Hope», «After You Believe: Why Christian Character Matters», «Simply Christian».

Nicholas Thomas (Tom) Wright heisst er, ein Name, der nunmehr auch im deutschsprachigen Raum allmählich nicht mehr nur den Kennern bekannt ist. Sicher kein Zufall, dass manche seiner Bestseller im Titel an einen anderen höchst erfolgreichen christlichen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts erinnern, an C. S. Lewis («Surprised by Joy», «Mere Christianity»). Daneben finden sich akademische «Wälzer», die es nicht unter vielen hundert Seiten «tun» und dennoch mit Spannung, ja mit Genuss gelesen werden können – der Verfasser dieser Zeilen steckt noch mittendrin und mag gar nicht mehr aufhören.

Sie zeigen neben stupender Gelehrsamkeit – Beherrschung von Literatur, Quellen (frühjüdische wie hellenistische), methodische Wachheit – eine typische Stärke der angelsächsischen Geschichtsschreibung: die Fähigkeit zur grossen Synthese, zum grossen Bild (verbunden mit Lesbarkeit und Humor), das seine Kraft durch seine Fähigkeit erweist, das Datenmaterial der Quellen zu integrieren, sich daran aber auch bewähren muss. Dahinter liegt natürlich jahrzehntelanges, intensives, schweisstreibendes (wie beim Bergwandern) Detailstudium. Aber «oben angekommen», öffnet sich die Weite eines wunderbaren Panoramas.

Oxford, Classics und Methode

Vielleicht ist das, was man als Zuhörer oder Leser mit N. T. Wright erleben kann, keine ganz zufällige Frucht der Tugenden und Traditionen Oxfords, wo er ausgebildet wurde. Wright hat nicht nur Theologie studiert, sondern auch das, was man dort «classics» nennt. Für Oxford ist das lange Zeit Schwerpunkt und Paradeferd gewesen, und auch jetzt noch kann man mit Fug und Recht behaupten, dass diese Universität in diesem Bereich zu den produktivsten und kreativsten weltweit gehört. «Classics» – das ist viel mehr als «Altphilologie», es ist eine einzigartige Kombination aus dem Studium der alten Sprachen, der alten Geschichte und der klassischen Philosophie. Und zu den wichtigen Tugenden der angelsächsischen Universität gehört es, dass dieses Studium sich ganz wesentlich als ein tagtäglich zu bewältigendes Pensum an unmittelbarer Quellenlektüre vollzieht. Deshalb ist vielleicht nicht ganz so ungewöhnlich, was ein mitteleuropäischer Zuhörer nur mit Staunen zur Kenntnis nimmt, nämlich die Aussage Wrights, der in einer der Fragerunden, die am Abend jedes Tagungstages stattfanden, freimütig bekannte, dass man als Neuzeithistoriker – wie sein Sohn, der sich mit dem modernen Frankreich befasst – natürlich vor einer Fülle von Quellen stünde, die unmöglich insgesamt zu bewältigen wären, während dies für das erste Jahrhundert zwar anstrengend, aber selbstverständlich möglich sei; natürlich könne man Seneca, Epiktet, Flavius Josephus, die frühjüdischen Texte usw. lesen – und er meinte dabei nicht etwa Auszüge.

Dieser Oxforder Impuls ist – selbstredend in kreativer und sehr genau reflektierter Verarbeitung – bei Wright auch Methode seiner theologischen Arbeit geworden. Er nennt sich gerne einen «Historiker des ersten Jahrhunderts». In dieser umfassenden Perspektive liest er das Neue Testament und liest er auch Paulus. Paulus und das Neue Testament seien einzubetten, und zwar konsequent, in die zeitgenössischen jüdischen und hellenistischen Welten, in Religion und Kultur, in Philosophie und Politik, in Praxis und Kult. Darin artikulieren sich «Weltanschauungen», die durch grundlegende narrative Strukturen, «stories»¹ genannt, strukturiert werden, Praxis aus sich heraussetzen und grundlegende Fragen beantworten.

Wright hat seine methodischen Optionen intensiv und umfänglich reflektiert, bis hin zu Fragen der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie, der histo-

Dr. theol. des. Martin Brüske
ist Oberassistent im Bereich
Dogmatik der Theologischen
Fakultät der Universität
Freiburg (Schweiz).

¹ Um die «englische» Semantik des Begriffs auch sprachlich anzudeuten, bleibe ich bei Kleinschreibung, story/stories und Anführungszeichen.

Im Alltag gelebte Singkultur

Der Winterthurer Musiker Matthias Gerber baut singend Brücken

Von Ruth Eberle

Winterthur. – Der Musiker Matthias Gerber träumt nicht nur von der Alltagskultur eines singenden Volkes, er tut auch viel dafür. Vor über fünf Jahren ist der Verein «Stimmvolk» entstanden. Dabei werden singend Brücken gebaut.

«Wir möchten etwas beitragen zu dieser Welt», sagt der Winterthurer Musiker Matthias Gerber. «Sich in der Politik zu engagieren, finden wir auch wichtig, doch das ist nicht unser Weg.» In diesem «Wir» schliesst er seine Partnerin Karin Jana Beck mit ein.

Unter dem Namen «Duenda» machen die beiden seit über zwanzig Jahren Musik «an beseelten Festen und Feiern», wie sie sagen, leiten Singgruppen und Gemeinschaftschöre und sammeln Liederperlen aus verschiedenen Kulturen. «Vor mehreren Jahren haben wir gemeinsam den Impuls entwickelt, das Singen als positive, verbindende Kraft noch bewusster zu nutzen und es vermehrt auch im öffentlichen Raum erlebbar zu machen. In unserem Umfeld sind wir mit dieser Idee auf Resonanz gestos-

sen. Daraus ist dann vor über fünf Jahren der Verein «Stimmvolk» entstanden, der kreativ mit diesem politischen Begriff spielt.»

Das Leitmotiv von «Stimmvolk» ist «singend Brücken bauen». In vielen Städten der Schweiz gibt es inzwischen mit «Stimmvolk» befreundete Singgruppen, die sich regelmässig treffen. «Bereits mit der Liedauswahl versuchen wir eine Brücke zur kulturellen Vielfalt der Schweiz zu schaffen», erklärt Singleiter Matthias Gerber. «Gerne erinnere ich mich daran, wie wir in der Winterthurer Hauptgasse ein türkisches Lied gesungen haben. Plötzlich bemerkte ich einen älteren türkischen Mann, der Tränen in den Augen hatte. Ein anderes Mal brachte ein bosnisches Lied zwei junge Frauen aus dem Balkan zum Tanzen. So können ganz unerwartete Kontakte entstehen.»

Mit spiritueller Komponente

Unabhängig von der Liederwahl habe das gemeinsame Singen an sich bereits etwas sehr Verbindendes, meint Matthias Gerber. «Wenn man länger in einer



Matthias Gerber, Mitbegründer der Bewegung «Stimmvolk».

Editorial

Achtung. – Wie viele Freunde hast du auf Facebook? Ja, ich weiss, ich sollte Sie an dieser Stelle nicht einfach duzen. Aber in der Welt der Social Media, mit der ich täglich zu tun habe, gelten nun mal andere Regeln: Da schicken mir wildfremde Menschen Freundschaftsanträge, sie geben mir Einblick in ihre Musikvorlieben und nennen mir unaufgefordert ihr Geburtsdatum. Wirklich begebenet bin ich ihnen jedoch noch nie.

Vielleicht ist es gerade diese Mischung aus virtueller Nähe und realer Distanz, die manche Nutzer vergessen lässt, dass ihre Äusserungen auf der Plattform dennoch von wirklichen Menschen gelesen werden. Und dass ihre Worte, wie im Fall der antisemitischen Hetztiraden im Bericht auf Seite 4, diese Menschen verletzen können.

Immerhin hat in diesem Fall gerade die Tatsache, dass die Schreibtischtäter auf ihrem Facebookprofil viele Informationen von sich preisgaben, dazu geführt, dass sie problemlos identifiziert werden konnten, was eine Strafanzeige gegen sie ermöglichte. Dennoch zeigt der Fall deutlich, dass soziale Medien nicht nur der freundschaftlichen Vernetzung dienen, sondern in erschreckendem Ausmass zu einer gewissen Tabulosigkeit verleiten.

Es ist zu hoffen, dass Facebook und Co. sich hier ihrer Verantwortung bewusst werden. Uns selbst als Nutzer dieser sozialen Medien entbindet das jedoch nicht davon, auch im virtuellen Austausch Respekt und Achtung zu wahren. **Sylvia Stam**

Das Zitat

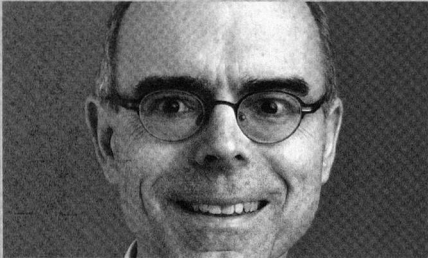
Fluchen. – «Es gibt traditionelle Regionen, in denen mehr geflucht wird, dazu gehören die Zentralschweiz oder auch Bayern. Entscheidend ist dabei, dass man in katholischen Gebieten gegenüber dem Fluchen weniger streng gewesen ist als der Protestantismus. Dort galt es, zurückhaltender zu sein.»

Roland Ris, Fluchforscher und emeritierter Professor der ETH Zürich, in der «Aargauer Zeitung» vom 2. August. (kippa)

Namen & Notizen

Tom Smolich. – Der bisherige Präsident der Jesuiten-Oberen in den USA wird ab 1. November Internationaler Direktor des Jesuitenflüchtlingsdienstes. Er löst in dieser Funktion den Deutschen **Peter Balleis** ab. (kipa)

Martin Mark. – Der Deutsche Professor für Exegese des Alten Testaments hat am 1. August sein Amt als Dekan

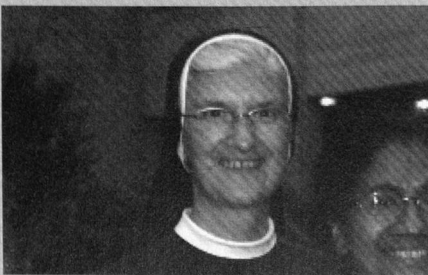


der Theologischen Fakultät Luzern angetreten. Vor seiner Berufung nach Luzern im Jahr 2012 lehrte er an den Universitäten in Mainz und Augsburg. Mark löst als Dekan **Markus Ries** ab, der das Amt ein Jahr innehatte. (kipa / Bild: Universität Luzern)

Cristina Scuccia. – Die 25-jährige Nonne und Gewinnerin der Fernsehshow «Voice of Italy» hat ihre Ordensgelübde erneuert. Die in Mailand wohnhafte Ursulinenschwester muss die Gelübde in den ersten sechs Jahren jährlich erneuern, bevor sie die lebenslangen Gelübde ablegen kann. (kipa)

Simon Buttica. – Der Beauftragte für Kirchen des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes (SEK) wurde als Professor für Neues Testament an die theologische Fakultät der Universität Lausanne berufen. Er hat sein neues Amt am 1. August angetreten. (kipa)

Marija Brizar. – Die 57-jährige Ingenbohrer Schwester aus Kroatien wurde in ihrem Amt als Generaloberin der



Barmherzigen Schwestern vom heiligen Kreuz in Ingenbohl SZ bestätigt. Sie leitet die Kongregation bereits seit 2008. (kipa / Bild: Kloster Ingenbohl)

Gruppe singt und sich dabei nicht auf Leistung konzentrieren muss, kann man erleben, wie man zu einem gemeinsamen klingenden Körper wird. Das Gleiche wirkt auch auf der innerpersönlichen Ebene. Wenn ich bewusst singe, kann ich eine Brücke zu meinem Innersten, zu meiner Seele bauen.»

Die spirituelle Komponente ist für Matthias Gerber selbstverständlich vorhanden. «Wenn ich mich singend mit der Vision einer friedlichen Welt verbinde, die natürlich zuerst mal bei mir selbst beginnen muss, kann das auch eine Form des Gebets sein. Zurückhaltend jedoch sind wir mit Liedern, die uns irgendwo klar religiös einordnen würden.»

Singend Stellung beziehen

Eine ähnliche Zurückhaltung gibt es im gesellschaftspolitischen Bereich. «Es ist uns wichtig, nicht gegen etwas Stellung zu beziehen. Das heisst aber nicht, dass wir nun auf Friede-Freude-Eierkuchen machen. Wir wollen unsere Energie einfach nicht im Dagegen verschwenden. Wenn ich für etwas singe, beziehe ich ja auch Stellung. Und unsere gewaltfreie Ethik noch weiter verstanden, suchen wir grundsätzlich den wertungsfreien Dialog mit allem, was ist.»

Im Gespräch mit Matthias Gerber ist spürbar: Da ist Herzblut drin. Und die Begeisterung ist ansteckend, wenn er von schönen Singerlebnissen der vergangenen Jahre erzählt. Zum Beispiel vom letztjährigen Gross-Friedens-Singen auf dem Berner Münsterplatz, wo um die 1.000 Frauen, Männer und Kinder zusammen gesungen haben. Oder von einem «Stadtruf» in Winterthur, inspiriert vom traditionellen Alpsegen, der Singende wie Zuhörende auf wohlthuende und geheimnisvolle Weise mit

der Stadt als eigenem Wohnort verband.

«Stimmvolk» ist laut Gerber Gemeinschaftskunst, mit dem Alltag der Menschen verbunden. «Bisher war es leider schwierig, dafür finanzielle Unterstützung von Förderinstitutionen zu erhalten.» Dabei gäbe es noch so viel zu tun, so viele Ideen umzusetzen. Stichworte dazu sind interkulturelle Singgruppen, Mehrgenerationensingen... Dafür bräuhete es weitere aktive Beteiligte.

Grosse Resonanz

«Die Sing-Brücken, die «Stimmvolk» gebaut hat, fanden eine ungeahnt positive Resonanz. So ist unser Projekt dauernd gewachsen, bloss der aktive Kern blieb gleich gross. Nach fünf Jahren wollen wir nun eine Form finden, die breiter abgestützt ist.»

Matthias Gerber freut sich darauf, vom Administrativen entlastet zu werden, um wieder mehr im Musikalischen tätig sein zu können. Und seine Vision wird ihn weiter leiten, nämlich die einer starken und gelebten Singkultur im Alltag, zum Feiern von Schönem, aber auch zur Bewältigung von Schwierigem und Herausforderndem. «Das gemeinsame Singen kann gerade auch bei tragischen Ereignissen sein Potenzial entfalten. Es verändert den Raum, löst aus der Erstarrung. Lieder und Singen können ein Gefäss bilden, das hält und trägt.»

Mehr Informationen: www.stimmvolk.ch.
Lieder-CDs von Karin Jana Beck und Matthias Gerber: www.tschatscho.ch.

Dieser Beitrag ist Teil der Kipa-Sommerserie 2014 «Sie bauen Brücken». Darin kommen Frauen und Männer zu Wort, die in verschiedenen Bereichen Brücken schlagen. (kipa / Bild: Karin Jana Beck)

Bischöfe laden Demonstranten zum Gespräch

Freiburg i.Ü. – Das Präsidium der Schweizer Bischofskonferenz (SBK) lädt die Initianten der Demonstration «Es reicht» zum Gespräch. Man suche derzeit nach einem Termin nach den Sommerferien, so ein Sprecher der SBK. An die gleichen Adressaten geht eine weitere Einladung zum Gespräch mit Bischof Vitus Huonder in Chur.

Im März hatte eine breite Allianz unter Federführung des Schweizerischen Katholischen Frauenbundes zur Demonstration «Es reicht» in St. Gallen aufgerufen. Die Demonstranten forderten beim Präsidenten der SBK, Markus Büchel, den Einsatz eines Administrators für das Bistum Chur. Markus Bü-

chel lädt nun gemeinsam mit SBK-Vizepräsident Charles Morerod und Präsidiums-Mitglied Denis Theurillat die Initianten zu einem Gespräch ein.

Die SBK schlägt des weiteren ein Treffen der Initianten mit Bischof Vitus Huonder in Chur vor. Dieser würde ein solches Treffen begrüssen. Es könnte Klarheit darüber schaffen, «wo die Initianten etwas anderes erwarten als das, was offiziell Lehre der Kirche ist», so die Mitteilung aus Chur. Als Vorbereitung auf das Treffen hat der Bischof eine Liste mit Stellungnahmen der Initianten zusammengestellt, welche den Dissens zwischen ihren Positionen und der kirchlichen Lehre sichtbar machten. (kipa)

Hilfe für Christen im Nahen Osten

Die Schweizer Bischöfe und der Vatikan appellieren an Politiker

Freiburg i. Ü. – «Tief betroffen und entsetzt» äussern sich die Schweizer Bischöfe über die «barbarische Vertreibung» der Christen und anderer religiöser Minderheiten im Irak, speziell in Mossul, durch die Terrortruppe «Islamischer Staat» (IS). Die Verbrechen des IS seien nicht nur ein Angriff auf die christlichen Minderheiten, sondern «generell ein Angriff auf die Grundlagen unserer Zivilisation», heisst es in einer Erklärung der Schweizer Bischofskonferenz (SBK) vom 31. Juli.

Abraham sei der gemeinsame Urahn von Juden, Christen und Muslimen. Abraham stammte aus Mesopotamien, dem heutigen Irak. «Wer dieses gemeinsame Band der drei abrahamitischen Religionen mit Gewalt zerstört, der zerstört damit auch das Fundament der eigenen Religion», heisst es in der Erklärung der Schweizer Bischöfe.

Die Schweizer Oberhirten danken deshalb «jedem Verantwortungsträger jeder Religion», der sich dem «fundamentalistischen Terror» entgegenstelle. Sie danken auch den kirchlichen Hilfswerken für ihre Hilfe zugunsten der notleidenden Flüchtlinge.

5.000 Flüchtlinge aufnehmen

In jedem Land sei jede Regierung guten Willens aufgefordert, alles zu tun, was in ihrer Macht steht, um das Leid der Bevölkerung im Irak zu mildern.



Hilfe für Flüchtlinge im Irak.

SBK-Präsident Markus Büchel hat die Schweizer Landesregierung bereits vor zwei Wochen aufgefordert, angesichts des dramatischen Flüchtlingseleids in der Region die humanitäre Hilfe stark zu erhöhen und mehr Flüchtlingen in der Schweiz Schutz zu gewähren.

Büchel hatte an die Landesregierung appelliert, bis 2016 mindestens 5.000

syrische Flüchtlinge aufzunehmen. Er sei überzeugt, dass die Bevölkerung bereit ist, die Aufnahme von Kriegsflüchtlingen zu unterstützen. Konkret soll die Schweiz die humanitäre Hilfe, die für 2014 vorgesehen ist, von 30 auf 100 Millionen Franken erhöhen. Die Vertreibung der Christen aus Mossul mache jetzt dieses Anliegen noch dringlicher, heisst es in der aktuellen Erklärung der Schweizer Bischöfe.

SBK-Präsident Büchel ersuche den Schweizer Bundesrat «inständig», die diplomatische Initiative des Vatikans zu unterstützen, heisst es in der Erklärung.

Aufruf des Vatikans

Bei dieser Initiative handelt es sich um ein Schreiben an die Regierungen von mehr als 170 Staaten. Darin ruft der Vatikan zur Hilfe für die Christen im nordirakischen Mossul und in anderen Regionen des Nahen Ostens auf. Das vatikanische Staatssekretariat habe an alle beim Heiligen Stuhl akkreditierten Botschafter ein offizielles diplomatisches Schreiben gesandt, sagte der vatikanische Aussenminister Dominique Mamberti am 30. Juli gegenüber Radio Vatikan. Der Vatikan wolle, dass die internationale Gemeinschaft sich die Lage der Christen im Nahen Osten «zu Herzen» nehme, erklärte Mamberti.

«Mit allergrösster Sorge»

Das Staatssekretariat beobachte die Situation der christlichen Gemeinschaften im Nahen Osten «mit allergrösster Sorge». Hierbei stünden grundlegende Prinzipien der menschlichen Würde und des friedlichen Zusammenlebens der Völker auf dem Spiel.

Mit dem Schreiben wolle der Vatikan daran erinnern, dass Christen seit den Anfängen der Kirche im Irak und anderen Ländern des Nahen Ostens gelebt hätten und einen bedeutenden Beitrag zur Entwicklung der dortigen Gesellschaften geleistet hätten.

Bitte um Gebet

Die Schweizer Bischöfe bitten die Gläubigen «für die Schwestern und Brüder im Irak» zu beten sowie um tatkräftige Unterstützung über die Hilfswerke «Caritas Schweiz» und «Kirche in Not». Hinweis: Kirche in Not sammelt Spenden für die Flüchtlinge: PC 60-17200-9 (Irak). (kipa / Bild: Kirche in Not)

Demonstrationen. – Rund 1.000 Personen haben am 31. Juli in Zürich an einer Solidaritätskundgebung für Israel teilgenommen. Sie plädierten für Israels Recht auf Selbstverteidigung und gegen jede Form von Antisemitismus. An einer Demonstration für Palästina nahmen am 2. August in Bern mehrere hundert Personen teil. An dieser Demo waren antijüdische Parolen und Plakate explizit nicht erlaubt. (kipa)

Treue. – Die Schweizerische Evangelische Allianz (SEA) hat eine eigene Kampagne zur HIV-Prävention gestartet. Mit Bildern von bekleideten Ehepaaren wirbt sie für Treue als bestes



Präventionsmittel. Die SEA reagiert mit diesen Bildern auf die Love Life-Kampagne des Bundes, welche mit freizügigen Bildern vor HIV-Infektion warnt. (kipa / Bild: www.each.ch)

Autonomie. – Die Uno fordert mehr Autonomie für Religionen in Vietnam. Nicht staatlich registrierte Glaubensgemeinschaften litten unter extrem unsicheren und eingeschränkten Bedingungen. Besonders betroffen seien unabhängige buddhistische Gruppen, einige protestantische Gemeinschaften sowie Aktivisten innerhalb der katholischen Kirche. (kipa)

Reisen. – Papst Franziskus reist im September nach Albanien. Nebst Begegnungen mit der albanischen Regierung wird Franziskus mit Kindern aus schwierigen sozialen Verhältnissen sowie mit Vertretern anderer Religionen und christlicher Konfessionen zusammentreffen. Im Januar wird der Papst seine fünfte Auslandsreise nach Sri Lanka und auf die Philippinen antreten. (kipa)

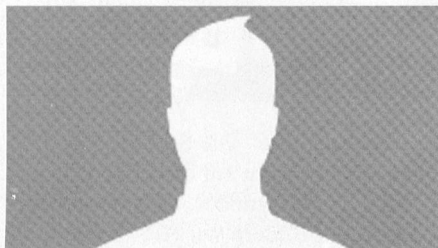
Ruhe. – Der Friedensgruss soll in der katholischen Liturgie wie bisher vor der Kommunion erfolgen, teilt der Vatikan mit. Jedoch sollen weder Geistliche noch Gläubige dazu ihren Platz verlassen, damit möglichst wenig Unruhe entsteht. (kipa)

Antisemitismus auf Facebook: Strafanzeige

Zürich. – Der Schweizerische Israelitische Gemeindebund (SIG) hat Strafanzeige gegen mehrere Personen erhoben, die sich auf Facebook antisemitisch geäußert haben. Dies berichtete die Zeitung «Schweiz am Sonntag» am 3. August.

«Der SIG hat 15 Personen bei den Behörden angezeigt und sie gebeten, gegen diese Personen ein Verfahren wegen Drohungen und diskriminierenden Äusserungen zu eröffnen», sagte Patrick Studer, SIG-Beauftragter für Prävention und Sicherheit, gegenüber der Zeitung. «Es geht in der Mehrzahl um Männer zwischen 18 und 30 Jahren, um Secondos aus der Türkei, dem Kosovo und dem Balkan.»

Laut Zeitung fielen die Personen auf der Facebook-Seite «Demo für Palästina in der Schweiz» durch jüdenfeindliche



Anonymität auf Facebook?

Hasstiraden und Gewaltaufrufe auf. Dem SIG sei es nicht schwer gefallen, die Personen zu identifizieren, die in Kommentaren hetzten oder drohten.

Aufruf an alle Muslime

Die Präsidien und Vorstände der Föderation islamischer Dachorganisationen Schweiz (Fids) und der Koordination islamischer Organisationen Schweiz

haben mit einem «Aufruf an alle Muslime im In- und Ausland» auf die «verbalen Entgleisungen bei Demonstrationen und in Medien» reagiert. Sie missbilligen «vehement und mit Nachdruck alle Hasstiraden, Verunglimpfungen und Entwürdigungen gegenüber Mitmenschen jedwelchen Glaubens.»

Hisham Maizar, Präsident der Fids, sagte gegenüber der «Schweiz am Sonntag», die Drohreaktionen auf Facebook müssten «verfolgt und geahndet werden». Er warnte aber auch davor, nun von den Muslimen als Bedrohung für die Juden zu sprechen. Er habe SIG-Präsident Herbert Winter «ausführlich dargelegt, dass wir alles tun, um eine Eskalation abzuwenden», so Maizar gegenüber der Zeitung.

Kommission gegen Rassismus

Die Präsidentin der Kommission gegen Rassismus, Martine Brunshawig Graf, fordert, dass der Bund verstärkt gegen rassistische Kommentare in sozialen Medien vorgehen soll. «Wir haben einen Punkt erreicht, wo die Behörden aktiv werden müssen», zitiert Schweizer Radio SRF Brunshawig Graf unter Berufung auf die «Schweiz am Sonntag». Konkret schlägt sie vor, dass «der Bund mit Facebook das Gespräch sucht, um dafür zu sorgen, dass die soziale Plattform schneller auf rassistische Entgleisungen reagiert». Rassismus und Antisemitismus im Internet seien nicht neu, heute existiere aber eine bisher nicht gekannte «Tabu- und Hemmungslosigkeit», so Brunshawig Graf. (kipa / Bild: Platzhalter auf facebook.com)

Birchermüesli für die Kirche. – Pfarrer Keck traf kürzlich auf der Strasse den Schweizer Kapuziner Willi Andrauer. Man kam ins Gespräch. Der Ordensmann schöpfte aus seinem Wissensschatz und erzählte vom Zweiten Vatikanischen Konzil: Im Anschluss an das Konzil habe man, geprägt von der Aufbruchstimmung, in Bern ausgelassen einen Gottesdienst gefeiert, der vom Schweizer Fernsehen live übertragen wurde.

Die bunte Feier ging unter dem Namen «Berner Birchermüesligottesdienst» in die Geschichte der katholischen Kirche der Schweiz ein. Den Namen hatten konservative katholische Kreise erfunden, die mit der neuen Gottesdienstform nichts anzufangen wussten.

Das Experiment rief die Schweizer Bischofskonferenz auf den Plan, die daraufhin das Amt des Bischöflichen Radio- und Fernsehbeauftragten ins Leben rief. Dieser sollte dafür sorgen, dass keine solche Gottesdienst-Kost mehr den Weg über die Fernsehbildschirme in die Schweizer Haushalte finden würde.

Es muss sich damals in Bern jedenfalls um ganz gesunde Kost gehandelt haben. Das Birchermüesli wird bekanntlich auch heute noch als ideale Nahrung für ein gesundes Leben propagiert.

Pfarrer Keck verabschiedete sich deshalb mit folgenden Worten vom Ordensmann: «Von einer solchen geistigen Kost könnte ich durchaus mehr in meiner Kirche gebrauchen!»

gs (kipa)

Zeitstriche

Zerstört. – «Die Tunnel der Hamas sind zerstört!», meint Israels Ministerpräsident Benjamin Netanyahu triumphierend. «Alle Brücken zum Frieden ebenfalls...», entgegnet Uno-General-Sekretär Ban Ki-moon. (Zeichnung: Chapatte) (kipa)



Impressum

Redaktion dieser Ausgabe:

Sylvia Stam

Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Zürich herausgegeben.

Kipa-Woche, Postfach 1863, 8027 Zürich
Telefon: 044 204 17 84, Fax: 044 202 49 33,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch

Abonnemente:

Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch

Jahresabonnement: Fr. 145.30 (inkl. MWST)
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 70.35

Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2

Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.

Bezug zur Lebenswelt schaffen

50 Jahre Religionspädagogisches Institut Luzern

Von Sylvia Stam



Monika Jakobs, Leiterin des Religionspädagogischen Instituts Luzern

Luzern. – Wo früher Katechismus gelehrt wurde, wird heute eine Verbindung von Glauben und Alltag angestrebt. Wie hat sich Religionsunterricht in den letzten 50 Jahren verändert? Und welche Herausforderungen stellen sich heutigen Religionspädagogen? Ein Gespräch mit Monika Jakobs, Leiterin des Religionspädagogischen Instituts Luzern (RPI).

Wie sah schulischer Religionsunterricht vor 50 Jahren aus?

Der Religionsunterricht war verkündigungsorientiert: Ich habe die Wahrheit, ich verkündige sie, du nimmst sie auf. Zur Weitergabe der Tradition gab es den Katechismus, der bestimmte Glaubensinhalte aufbereitet hat, die man dann auswendig lernen musste. Die berühmte erste Frage lautete: «Wozu bist du auf Erden?» Und die Antwort stand dann gleich dahinter. Heute kann man nicht einfach etwas verkündigen, ohne einen Bezug zur Lebenswelt zu haben.

Wie ginge man diese Frage heute an?

Heute würde man die Frage so gar nicht stellen. Letztlich geht es hier um die

Sinnfrage, die altersgemäss eine Frage von Jugendlichen ist. Eine Religionspädagogin würde beispielsweise fragen: «Wann stellst du dir die Frage nach dem Sinn des Lebens?» Sie würde sich überlegen: «Gibt es Glaubensinhalte oder biblische Texte, die auf diese Frage eine Antwort geben oder wo man in eine Diskussion einsteigen kann?»

Können Sie ein Beispiel nennen?

Nehmen wir die Schöpfungsgeschichte. Es ist eine christliche Überzeugung, dass der Mensch gewollt ist. Mit Schülern könnte man die Frage diskutieren: Was bedeutet der Gedanke, dass ich geschaffen und gewollt bin? Es kann sein, dass ein Schüler meint: «Das ist doch Quatsch!» Darüber müsste man ins Gespräch kommen.

Wie hat sich die Ausbildung von Religionspädagogen verändert?

Sie hat sich professionalisiert im Hinblick auf ein eigenes Berufsbild. Die Kombination von Theologie und Pädagogik hat zu etwas Neuem geführt, man hat Praktiker und Didaktiker hereingeht. Daher auch die Namensänderung:

Editorial

Schubladen. – *Juden beklagen wachsenden Antisemitismus, Muslime verurteilen die Gewalt im Namen des Islam, die politische Rechte will Christen als Asylsuchende bevorzugen: Längst haben die diversen Krisenherde in Nahost und der islamischen Welt auch uns fest im Griff. Während der irakische Christ sich per Taufschein automatisch besser in unsere Welt einpasst, darf der deutsche Muslim nur ausnahmsweise doch noch Schützenkönig werden – fehlt ihm doch selbiger Taufschein. Und ehe wir es uns versehen, machen wir es jenen gleich, denen wir im Namen unserer westlich-aufgeklärten Welt den Krieg erklären: Die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Schublade wird zum Kriterium für die Berechtigung einer gesicherten Existenz in unserer Gesellschaft. Dieses Schwarz-Weiss-Denken ist vielleicht allzu menschlich; den Menschen in der jeweiligen Schublade sieht es aber nicht.* **Andrea Krogmann**

Das Zitat

Stur oder konsequent? – «Wie weit geht Toleranz in der säkularen Gesellschaft, und für wen gilt sie? Beim Schützenbund nimmt man Religion noch ernst. Man ordnet sich nach Dözesen. 'Für Glaube, Sitte und Heimat', heisst das Motto – darf man das heutzutage noch? Kann es im modernen Säkularismus Bekenntnisse, die Exklusion verlangen, überhaupt noch geben? Müssen Muslime Christen, Christen Muslime und Juden Buddhisten willkommen heissen? Frauenverbände wollen keine Männer, Vegetarier keine Fleischesser, Zürcher Zünfter keine Frauenzunft. Sind sie böse deswegen, stur oder nur konsequent?»

Diese Frage stellt Ulrich Schmid, Deutschland-Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung», in einem Meinungsbeitrag in der Ausgabe vom 6. August. Hintergrund ist die Debatte um einen muslimischen Schützenkönig im westfälischen Werl-Sönnern in Deutschland. Laut den Satzungen des katholischen Dachverbands der Schützen müssen dessen Mitglieder Christen sein. (kipa)

Ernesto Cardenal. – Der ehemalige nicaraguanische Kultusminister und Befreiungstheologe will Papst **Franziskus** nicht um eine Wiederezulassung zum Priesterdienst bitten: «Mein Priesteramt ist von anderer Art, deshalb ist es nicht nötig, die Aufhebung der Sanktion zu betreiben.» Am 4. August hatte der Vatikan bekanntgegeben, dass das Verbot der Ausübung des Priesteramts für den früheren nicaraguanischen Aussenminister **Miguel D'Escoto** aufgehoben ist. (kipa)

Andrea Moresino-Zipper. – Die ehemalige Kipa-Redaktorin wird zusammen mit ihrer Familie für die Bethle-



hem Mission Immensee und ihre Allianzpartner Comundo einen dreijährigen Einsatz in Kolumbien leisten. In der Hauptstadt Bogotá engagiert sie sich bei der lokalen Partnerorganisation Casitas Bíblicas für Menschen in schwierigen Verhältnissen. (kipa / Bild: Bethlehem Mission Immensee)

Ekkehard Stegemann. – Der evangelische Neutestamentler übt scharfe Kritik am Weltkirchenrat (ÖRK). In dessen Stellungnahme zur Verfolgung und Vertreibung von Christen im Irak von Ende Juli komme zum Ausdruck, dass der ÖRK die Verfolgten im Stich lasse. Was in Mossul stattfinde, sei ein schweres Verbrechen gegen die Menschheit und die Menschlichkeit und solle vom Weltkirchenrat «beim Namen genannt» werden. (kipa)

Meinrad Furrer. – Der 48-jährige katholische Seelsorger ist ab Mitte August für die katholische Seelsorgestelle an der reformierten Predigerkirche in Zürich zuständig. Seine Aufgaben an der Predigerkirche mit ihrem spezifisch ökumenischen Profil umfassen die Schwerpunkte Seelsorge, Gottesdienst und Erwachsenenbildung. In den letzten drei Jahren war die Stelle nicht besetzt. Der bisherige Stelleninhaber, der Dominikaner **Franz Müller**, starb im Februar 2012. (kipa)

Früher hiess es nicht «Religionspädagogisches», sondern «Katechetisches Institut». Katechese ist nur ein Bereich religionspädagogischen Handelns, nämlich die systematische Vermittlung des Glaubens einer Konfession. Religionspädagogik umfasst mehr: Jugendarbeit, Liturgien gestalten, diakonische Arbeit, vermehrt auch die Begleitung von Erwachsenen. Unsere Studierenden lernen, sich in allen diesen Feldern zurechtzufinden. Sie könnten für einen dieser Bereiche in einer Pfarrei auch Verantwortung übernehmen und zur Fachperson für diese Frage werden.

Wie wichtig ist der eigene Glaube für Religionspädagogen?

Wichtig ist religiöse Selbstkompetenz. Sie müssen sich über ihren eigenen Glauben im Klaren sein. Viele Studierende kommen mit der Motivation: «Weitergeben». Da kommt die Pädagogik dazwischen und sagt: «Stopp!» Ich muss wissen, wie ich geprägt bin. Warum glaube ich, was ich glaube? Ich muss in kritische Distanz dazu gehen. Man kann die eigene Glaubensüberzeugung nicht einfach so weitergeben, ohne die Adressaten, ihre Interessen und ihre Lebenswelt zu berücksichtigen.

Als Ziel der religiösen Erziehung nennen Sie «religiöse Mündigkeit». Wann ist jemand religiös mündig?

Man muss Kindern und Jugendlichen ein Handwerkszeug mitgeben, damit sie wissen, worüber sie sich zu entscheiden haben. Nehmen wir die christliche Nächstenliebe: Was würde das für mich konkret in meinem Alltag bedeuten, wenn ich dieses Prinzip anwenden würde? Heisst christliche Nächstenliebe, dass ich jemandem, der mich schlägt, auch die andere Wange hinhalte? Darf ich mich nie wehren? Man muss erst

wissen, was Glaube bedeutet, was damit gemeint ist. Erst dann kann man sich entscheiden, ob man das für sich akzeptiert oder nicht.

Hat Religionspädagogik Zukunft?

Wir haben zurzeit auch einen gravierenden kirchlichen Personalmangel. Unsere Absolventinnen und Absolventen sind sehr gefragt. Religionspädagogen müssen sich der Veränderungen in Gesellschaft und Kirche bewusst sein. Ein Beispiel: Viele haben den Eindruck, Religionspädagogen würden aus den Schulhäusern verdrängt. Das stimmt ja auch. Man kann das aber auch zum Anlass nehmen, um zu fragen: Könnte ich der Schule irgendeinen Service leisten? Gibt es ein Projekt, wo ich mitmachen kann? Ein Schulausflug, Mittagstisch oder Hausaufgabenbetreuung? Vielleicht gibt es tatsächlich auch das Interesse an einem konfessionellen Religionsunterricht. Da muss man den Blick umkehren und eine Service-Mentalität entwickeln.

Welche Herausforderungen warten in den nächsten 50 Jahren?

Eine Herausforderung ist die Begleitung von Erwachsenen in einem Umfeld, wo kirchliche Religiosität sehr in Frage gestellt ist. Viele Eltern haben die Verbindung von Leben und Glaubensinhalten gar nicht erlebt. Entsprechend gross ist das Bedürfnis nach Glaubensinformation. Eltern kommen etwa mit der Frage, was sie ihrem Kind mitgeben sollen, ob sie mit dem Kind beten sollen oder nicht. Sie sind sehr besorgt, sie könnten das Kind in eine Richtung drängen. Eine Religionspädagogin kann solche Fragen sammeln und mit den Eltern gemeinsam anschauen. In unserem Beispiel führt die Frage zu den Eltern zurück: Wollen die Eltern denn selber beten? (kipa / Bild: Sylvia Stam)

Schweizer Muslime verurteilen Gewalt

Zürich. – Die beiden grossen islamischen Dachverbände der Schweiz verurteilen aufs Schärfste jegliche Aggression im Namen des Islams.

Hisham Maizar, Präsident der Föderation der islamischen Dachorganisationen Schweiz, und Farhad Afshar, Präsident der Koordination Islamischer Organisationen Schweiz, bedauerten, dass Berichte über islamistische Terrorgruppen wie Islamischer Staat im Irak und Boko Haram in Nigeria die leiseren muslimischen Stimmen in der Schweiz übertönen. Diese rufen zu Besonnenheit und friedlichem Zusammenleben in der Schweiz auf.

Die beiden Vorsitzenden bedauern, dass es der islamischen Glaubensgemeinschaft in der Schweiz nicht hinreichend gelinge, den Islam in der Schweiz im Alltagsleben bekannt zu machen. Hier sei intensivere Überzeugungsarbeit nötig. Von Seiten der Schweizer Bevölkerung erfordere dies Willen, Gesprächsbereitschaft und Geduld.

Afshar vertraut dennoch auf die Besonnenheit der Schweizer Bevölkerung. Auch die Medien seien gefordert, nicht nur Nachrichten über die Gräueltaten, sondern auch Hintergrundinformationen über den Islam in der Schweiz und das Leben der Muslime zu vermitteln. (kipa)

Sicherheit nur gegen Gerechtigkeit

Direktor von Caritas Jerusalem über Wiederaufbauhilfe in Gaza

Von Andrea Krogmann

Jerusalem. – Was innert eines Monats Krieg im Gazastreifen zerstört wurde, wird jahrelange Wiederaufbauarbeit erfordern, sagt der Direktor von Caritas Jerusalem, Raed Abusahlia, im Gespräch mit Kipa-Woche in Jerusalem. Die jüngste Runde der Gewalt hat nach seiner Einschätzung gezeigt, dass es keine militärische Lösung für den israelisch-palästinensischen Konflikt gibt. Sicherheit für Israel müsse mit Gerechtigkeit für die Palästinenser einhergehen.

Wie sieht es in Gaza derzeit aus?

Auch wenn der Krieg beendet ist, ist er noch lange nicht vorüber, es fängt erst jetzt richtig an. Was in einem Monat zerstört worden ist, benötigt Jahre, um wieder aufgebaut zu werden, physisch und psychisch. Die zerstörten Häuser und Einrichtung müssen wieder aufgebaut werden. Noch viel wichtiger ist jetzt das Heilen von Angst und Hass.

Welche Hilfe leistet Caritas vor Ort?

Wir kümmern uns um 3.000 Flüchtlinge in zwei christlichen Schulen und versorgen sie mit Nahrung, Milch, Windeln und Diesel für die Generatoren. Auf gleiche Weise unterstützen wir die Mutter-Teresa-Schwestern, die sich um behinderte Kinder und alte Menschen kümmern. Für sechs Uno-Schulen stellen wir Hygienekits für die dort untergebrachten Flüchtlinge zur Verfügung und behandeln die kranken Flüchtlinge in unserer Klinik.

Welche Hilfe wird langfristig benötigt?

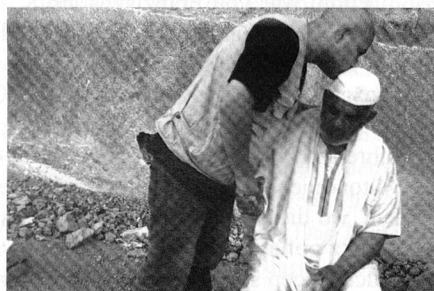
Wir haben am 22. Juli einen weltweiten Appel lanciert, mit dem wir 1,37 Millionen Franken erzielen wollen. Damit sollen Decken für 2.000 Familien und Hygieneartikel für 3.000 Familien ausgegeben werden. Weitere 2.000 Familien, darunter alle 310 christlichen Familien, sollen Geld erhalten. An vier Orten wird medizinische Versorgung geleistet.

Eine grosse Herausforderung ist die Wiederaufnahme des Schulbetriebs. Noch sind 120.000 Flüchtlinge in den Uno-Schulen untergebracht, so dass das Schuljahr nicht pünktlich starten kann. 10.000 Häuser sind komplett zerstört, weitere 20.000 sind beschädigt. Die 3.000 Schüler der fünf christlichen Schulen in Gaza sollen von uns Schultaschen, Material, Uniformen, Schuhe, Hygienekits und Weihnachtsgeschenke

erhalten. Wir hoffen, dass der Schulbetrieb im November wieder aufgenommen werden kann.

Wie muss es jetzt politisch weitergehen?

Wenn wir verhindern wollen, dass die Hamas oder die Palästinenser den nächsten Krieg in zwei oder drei Jahren vorbereiten, dann müssen wir die Wurzel des Konflikts beheben: die Besatzung. Im Fall von Gaza bedeutet das, die Blockade aufheben, die Checkpoints öffnen, den Menschen in Gaza Bewegungsfreiheit geben und damit die Möglichkeit, ein Leben zu leben wie alle Menschen in der Welt. Was in diesem Krieg passiert ist, ist das Resultat der Gazablockade. Da alle Grenzen seit Jahren dicht sind, hat die Hamas all diese Tunnel gegraben, durch die dann all die Raketen geschmuggelt wurden. Wenn die Grenzübergänge geöffnet und mit internationaler Überwachung durch die Palästinenserbehörde verwaltet würden, dann könnte auch kontrolliert werden, was nach Gaza eingeführt wird.



Ein Caritas-Mitarbeiter in Gaza.

Wenn auf ägyptischer Seite 1.300 Tunnel gefunden worden sind, glauben Sie wirklich, dass es zur israelischen Seite nur 32 Tunnel gibt? Glauben Sie, dass es unter Gaza nicht ein zweites Gaza gibt? Mein Rat an unsere israelischen Freunde lautet: Wenn ihr Sicherheit wollt, müsst ihr Gerechtigkeit bieten. Gerechtigkeit für die Palästinenser ist die beste Sicherheit für Israel und die gesamte Region. Dieser Krieg hat deutlich gezeigt, dass es keine militärische Lösung für diesen Konflikt gibt. Die israelische Armee hat es in einem Monat nicht geschafft, die Hamas zu schlagen. Sie waren erfolgreich nur in zwei Dingen, in der Zerstörung des zivilen Gaza und der Tötung von 2.000 Menschen – dies ist kein Grund zum Stolz. Der beste Schutz für Israel ist Frieden und Versöhnung. (kipa / Bild: Caritas)

Kurz & knapp

Vorzug. – Im Zuge der Christenverfolgung in islamischen Staaten will die SVP Christen bei Asylanträgen priorisieren. Als christlicher Staat müsse die Schweiz christliche Asylsuchende aus gefährdeten Gebieten bevorzugen, eine entsprechende Motion soll während der Herbstsitzung in Bundesbern eingereicht werden. (kipa)

Ausnahmesweise. – Im Streit um einen muslimischen Schützenkönig im westfälischen Werl hat der katholische Dachverband der Schützen (BHDS) dem türkischstämmigen Mithat Gedik das Führen des Königstitels ausnahmsweise gestattet. Als Muslim war er zunächst nicht als Schützenkönig anerkannt worden. Laut Satzung des BDHS dürfen die Mitgliedsvereine ausschliesslich Christen aufnehmen. (kipa)

Lebenslänglich. – Wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit sind die letzten beiden noch lebenden und verhandlungsfähigen Anführer der Roten Khmer zu lebenslanger Haft verurteilt worden. Der Chefideologe Nuon Chea (88) und der ehemalige Staatspräsident Khieu Samphan (83) seien für die Durchsetzung der Beschlüsse der Führung der Roten Khmer unter Diktator Pol Pot verantwortlich gewesen. (kipa)

Auszahlung. – Die Glückskette hat die ersten Beiträge aus dem Soforthilfefonds für Opfer fürsorglicher Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen ausbezahlt. Die einmalig ausbezahlten Beiträge liegen zwischen 4.000 und 12.000 Franken. Gesuche können noch bis Ende Juni 2015 eingereicht werden. (kipa)

Kampagne. – Die Evangelische Volkspartei hat eine Facebook-Kampagne gegen Rassismus gestartet. Die Aktion «Ein Like gegen Rassismus» wolle ein Zeichen setzen gegen die Zunahme antisemitischer und rassistischer Aussagen auf Social-Media-Plattformen wie Facebook oder Twitter. (kipa)

Verurteilung. – Die Evangelisch-Jüdische Gesprächskommission reagiert auf die antijüdischen Äusserungen im Internet mit einer scharfen Verurteilung von Rassismus, Antisemitismus und Gewaltaufrufen. Sie fordert von Politik und Gesellschaft den beharrlichen Einsatz für den gesellschaftlichen Zusammenhalt. (kipa)

Vertreibung der Christen aus dem Irak

Rom. – Die Terrorgruppe Islamischer Staat (IS) hat nun offenbar auch die irakischen Christen aus der Ninive-Ebene südlich von Mossul, ihrem grossen traditionellen Siedlungsgebiet im Nordosten des Landes, nahezu völlig vertrieben. Das sagte der chaldäische Weihbischof in Bagdad, Saad Sirop, der italienischen Tageszeitung «La Repubblica» (8. August).

Allein aus der Stadt Karakosh in der Ninive-Ebene seien in einer Nacht 60.000 Christen vor den islamischen Kämpfern geflohen, so der Bischof. Karakosh sei für die Christen im Irak ein zentraler Wallfahrtsort wie etwa Assisi für die italienischen Katholiken. Auch die christlichen Ortschaften Telkayf, Tellesquof, Batnaya, Bartilla, Karamless und Alqoosh seien von allen Gemeindegliedern verlassen worden. Die Ninive-Ebene gilt als Wiege des irakischen Christentums.

Die Regierung der angrenzenden autonomen Region Kurdistan tue zwar

alles, um die Christen zu beschützen, erklärte der Geistliche. Sie könne die Terroristen jedoch militärisch nicht allein besiegen, so der Weihbischof. Sirop hat sich wie die meisten geflohenen Christen im Kurdengebiet in Sicherheit gebracht. Zugleich beklagte sich der Bischof über mangelnde Unterstützung aus dem Westen. Seit Wochen appellierten christliche Vertreter im Irak an die Staatengemeinschaft, ohne dass diese bislang angemessen reagiert habe.

Europas Bischöfe für Eingreifen

Für ein internationales Eingreifen im Irak haben sich am 9. August auch die europäischen katholischen Bischofskonferenzen ausgesprochen.

Die Präsenz von Christen in der Region um die antiken Stätten Nimrud und Ninive reicht in die ersten Jahrhunderte zurück. Nach der US-Invasion im Irak 2003 hatten zunehmende religiöse Spannungen bereits zahlreiche christliche Familien zur Abwanderung bewegt. (kipa)

Irak: Papst wäre am liebsten selbst gefahren

Rom. – Papst Franziskus wäre nach Einschätzung seines Sondergesandten für den Irak «am liebsten» selbst in das Land gereist. Das sagte Kurienkardinal Fernando Filoni nach einer Besprechung mit dem Papst am 10. August dem vatikanischen Fernsehen.

Die Fürsorge des Papstes sei in dem Gespräch «sehr stark zu spüren» gewesen. Franziskus hatte Filoni persönliche Anweisungen für dessen Reise in den Irak gegeben. Zudem übergab er Filoni eine Spende für die Flüchtlinge im Irak.

Filoni war von Franziskus am 8. August zum persönlichen Sondergesandten für den Irak ernannt worden. Er wird zunächst nach Bagdad reisen, um Gespräche mit der irakischen Regierung zu führen. Anschliessend ist ein Besuch der Autonomen Region Kurdistan vorgesehen, wo die meisten geflohenen Christen Schutz gefunden haben. Dort will er mit Flüchtlingen sprechen und mit den örtlichen Bischöfen über Hilfsmassnahmen sowie die Zukunft der Christen im Irak beraten. (kipa)

Zeitstriche

Déjà vu. – Der Vormarsch der Islamisten ist für Kardinal Fernando Filoni eine Folge des Irakkriegs. Ein erneutes Eingreifen der USA könnte laut Erzbischof Silvano Tomasi nötig sein.
Zeichnung: Chappatte.
(kipa)



Daten & Termine

8. September. – Zu einem Marsch am 8. September vom Waisenhausplatz zum Rathausplatz in Bern rufen vier reformierte Pfarrerinnen auf. Hintergrund sind die jüngsten Sparbeschlüsse des Kantonsparlamentes, die auch die Kirchen treffen. Dabei gehen 25 reformierte Pfarrstellen im Kanton Bern verloren. Der «Marsch zum Rathaus» ist laut Organisatorinnen «Zeichen für eine lebendige, aktive und menschenorientierte Kirche».

www.dieunabhaengigen.ch (kipa)

20. September. – Am Samstag, 20. September, findet in Zürich zum fünften Mal ein «Marsch fürs Läbe» statt. Unter dem Motto «One of us!» (Einer von uns) soll der Marsch speziell auf das Lebensrecht von Menschen mit einem Geburtsgebrechen hinweisen. marchfuerslaebe.ch (kipa)

Das Zitat

Gottesdienstlicher Mord. – «Glaube an Gott kann den Menschen enthemmen, brutalisieren, mit Ekel und Hass erfüllen. Angriffe auf andere und deren Ermordung können als heilige Handlung liturgisch inszeniert werden. Dies gab es seit den Anfängen der menschlichen Religionsgeschichte, und es betrifft keineswegs nur bestimmte Religionen im Unterschied zu anderen, sondern jede historisch bekannte Religion.»

Der emeritierte Münchner Theologe **Friedrich Wilhelm Graf** über Religion und Gewalt in einem Beitrag unter dem Titel «Mord als Gottesdienst» in der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» (8. August). (kipa)

Impressum

Redaktion dieser Ausgabe:
Andrea Krogmann
Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Zürich herausgegeben.
Kipa-Woche, Postfach 1863, 8027 Zürich
Telefon: 044 204 17 84, Fax: 044 202 49 33,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch
Abonnemente:
Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch
Jahresabonnement: Fr. 145.30 (inkl. MWST)
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 70.35
Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2
Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.

rischen Hypothesenbildung usw.² Gesprächspartner sind dabei nicht nur Exegeten, sondern auch Soziologen (wie Peter L. Berger und Thomas Luckmann), Philosophen oder ein Ethnoanthropologe wie Clifford Geertz und sein Konzept der «dichten Beschreibung». Wright weiss also sehr genau, was er tut.

Gleichzeitig ist er fähig, unter völligem Verzicht auf den gesamten Apparat, seine historischen, theologischen und exegetischen Einsichten in einer ganz elementaren Weise zu vermitteln, ohne dass die eigentliche Substanz verloren geht. Darin liegt sicher ein Teil des Faszinosums, das von diesem Autor und Redner ausgeht, aber auch eine Gefahr für die Wahrnehmung durch ein mitteleuropäisch sozialisiertes akademisches Publikum, das sich gelegentlich schwertut, Werke dieser etwas anderen Wissenskultur richtig einzuordnen, besonders, wenn sie so verzweigt und umfanglich sind und dabei auf verschiedenen Ebenen spielen, wie die von Tom Wright: Bei der blossen Wahrnehmung isolierter Abschnitte ist die Gefahr von Fehllektüren sehr gross. Oder positiv: Man muss unbedingt diese methodischen Optionen kennen, um die Gesamtsynthese richtig lesen und dann auch diskutieren zu können.

Die Kernthese

Zum Faszinosum dieses Autors gehört nicht zuletzt, dass die konsequente Historisierung seines Stoffes, die ja in der durchgehaltenen und immer wieder betonten «Perspektive des ersten Jahrhunderts» liegt, nicht zu einer Enttheologisierung führt. Das Gegenteil ist der Fall! Wie gelingt ihm diese – scheinbare – Quadratur des Kreises? Das Geheimnis liegt genau in der Suche nach den elementaren «stories», durch die wir – jede und jeder von uns und immer – Wirklichkeit strukturieren und begreifen, indem wir uns handelnd in ihr bewegen. Jede/jeder von uns ist ein Metaphysiker, denn wir beantworten, ob wir wollen oder nicht, andauernd letzte Fragen. Diese Antworten erschöpfen sich aber nicht im theoretischen Konstatieren. Sie strukturieren eine sich verändernde Wirklichkeit, und sie orientieren und ermöglichen Handeln, Praxis. Deshalb ist ihre Struktur narrativ: Es handelt sich eben um «stories». Wir sind nicht nur zwangsläufig Metaphysiker, sondern wir sind notwendig «metaphysische Geschichtenerzähler». Dies ist uns nicht unbedingt bewusst, sondern es ist der selbstverständliche Blick auf die Wirklichkeit, die Weise, wie wir sie ansehen und wie wir mit ihr umgehen, in dem diese «weltanschaulichen Geschichten» zum Tragen kommen. Und deshalb sind sie auch sozial vermittelt und fallen nicht je neu vom Himmel, auch wenn sie eine mehr oder weniger individuelle Färbung aufweisen. Denn sie können sich andererseits auch verändern, können durch andere «stories» unterwandert werden, können auch aufgegeben oder völlig transformiert werden. Solche Vorgänge geschehen permanent.

Für die Arbeit des (am Neuen Testament interessierten) «Historikers des ersten Jahrhunderts» ist damit die Aufgabe gestellt: Er hat die grundlegenden weltanschaulichen «stories» dieser Epoche freizulegen. Dann ist jedoch auch klar: Wenn er diese historische Frage konsequent historisch verfolgt, dann wird er nicht in der historistischen Belanglosigkeit eines unendlich vermehrten, in gegenseitiger Relativierung ertrinkenden Stoffes landen, sondern auf «stories» stossen, die eine «theologische» Ladung aufweisen, die die eigenen «stories» auch dann noch befragen würden, wenn wir sie in ihrem Anspruch zurückweisen. Theologie wird bei N.T. Wright tatsächlich durch die konsequente Durchführung der historischen Arbeit erreicht. Darin – und nicht ausserhalb von ihr – stossen wir auf die «stories», die für uns fordernde Gegenwart gewinnen können, gerade indem wir uns mutig in der historischen Arbeit auf die fremde, ferne Welt des ersten Jahrhunderts einlassen.

So liest er das Neue Testament, und so liest er Paulus. Und dabei lautet seine Kernthese: Paulus ist ein durch und durch jüdischer Denker, und er bleibt es. Denn er bewegt sich – auch und gerade nach seiner Bekehrung – in der Erzählwelt der jüdischen «story», wie sie in vielen Varianten in der jüdischen Welt des ersten Jahrhunderts präsent ist. Diese Erzählwelt wird durch drei grundlegende Faktoren bestimmt, die miteinander verknüpft sind und interagieren, unablösbar eingebettet in eine Praxis, die sie orientieren und die ihnen umgekehrt erst den dynamischen Raum gibt, in dem sie mehr sind als theoretische Behauptungen: Monotheismus, Erwählung und Eschatologie. Das Neue am Evangelium des Paulus liegt nicht darin, dass er diese Erzählwelt verlässt, sondern dass er sie im Licht des Auferstehungsereignisses und der Gabe des Geistes radikal neu formt. Er strukturiert sie neu um den gestorbenen und auferstandenen Messias und um den Heiligen Geist. Dies aber ist die Geburtsstunde der christlichen Theologie.

Theologie als Dienst an der Einheit und Heiligkeit

So aber wie der jüdische Monotheismus keine blosse theoretische Aussage über einen einzigen Gott ist, sondern eine Praxis, die im ersten Gebot des Zehnwortes vom Sinai formuliert wird und in der tagtäglichen Unterscheidung von Gott und Welt, von Gott und Götze besteht, so ist auch die Theologie, die aus der um den Messias und den Geist restrukturierten jüdischen «story» entsteht, nicht zuerst und zuletzt eine rein theoretische, gar akademische Beschäftigung. Sondern sie dient der Heiligkeit und Einheit der Gemeinde, und sie ist Aufgabe für alle Christinnen und Christen. Sie sollen das neue Denken lernen, in dem die Wirklichkeit im Licht des gekreuz-

BERICHT

² Rainer Behrens hat diese grundlegenden methodischen Fragen genauer dargestellt: Jesus, Paulus und das Neue Testament. Zur Theologie von Nicholas Thomas Wright, in: SKZ 182 (2014), Nr. 20, 297–300.

BERICHT

zigten und auferstandenen Messias und des Geistes erscheint: «Und lasst es, euch dieser Weltzeit anzugleichen. Sondern lasst euch umgestalten kraft der Neuheit des Denkens, so dass ihr zu prüfen vermögt, was der Wille Gottes ist: das Gute und Wohlgefällige und Vollkommene» (Röm 12,2 Ü: F. Stier); «Wir aber haben des Denken des Messias» (1Kor 2,16b Ü: F. Stier).

Dieses neue Denken – die so entstandene christliche Theologie – ist untrennbar verbunden (wie Röm 12,2 klar zeigt) mit einer neuen Lebensform, die ihren Kern in diesem um den Messias und den Geist restrukturierten Denken hat. Sie ist immer ekklesial: der Weg des einen Volkes Gottes ist in der Paulusdeutung von N. T. Wright eine ständig gegenwärtige Dimension. Der Weg des Gottesvolkes jedoch wird bestimmt durch den Gott des Bundes und seine Treue, eine Treue, die sich schliesslich eschatologisch im Messias und im Geist realisiert. Gottes Bundestreue – das ist, was Wrights Paulusdeutung den Titel gibt («Paul and the Faithfulness of God»), und das ist Wrights Verständnis des zentralen paulinischen Begriffs «dikaiosyne tou theou» (Gerechtigkeit Gottes – aber was ist und worin besteht sie? Diese Fragen werden im Verweis auf die Bundestreue beantwortet). Eschatologisch öffnet sich dieser Weg der Bundestreue auch auf die gesamte Menschheit, ja die ganze Schöpfung. Sie war in dem einen und einzigen Plan Gottes (in seiner einen «oiconomia» hätten die griechischen Kirchenväter gesagt) immer schon im Blick. Israels Sendung hatte von Beginn an einen universalen Zielpunkt. Es würde also Wright sehr gefallen, dass Fridolin Stier «Christos» im zitierten Vers aus dem ersten Korintherbrief tatsächlich mit Messias übersetzt. Denn Wright ist überzeugt, dass sich die Erneuerung des einen Volkes Gottes in der Erneuerung des Bundes durch die Erfüllung der (messianischen) Verheissungen des Ersten Testaments vollzieht. Für Paulus bleibe «Christos» messianisch konnotiert und sei keinesfalls (nur und mittlerweile) Eigenname. Dafür weiss er starke Argumente namhaft zu machen. Deutlich ist in dieser – wirklich nur andeutenden Skizze – auch, wie Monotheismus, Erwählung und Eschatologie zusammenspielen und eine untrennbare Einheit bilden.

Eine Landkarte für ein monumentales Werk

Um diese Kernthese herum entfalteteten sich in acht Vorträgen also Grundzüge einer Paulusdeutung, die Ulrich Luz in einem der Tagesrückblicke – immer durch einen Theologen-Kollegen Wrights durchgeführt: Max Küchler, Ulrich Luz, Guido Vergauwen – eine «Landkarte» für das Grosswerk des Paulus-Buches (zwei Bände und 1658 Seiten) nannte. Luz stellte Wrights Entwurf dabei in eine Reihe mit den massgeblichen Paulus-Deutungen, die die pauli-

nische Forschung des 20. Jahrhunderts – in ihrem gegensätzlichen Grundansatz – bestimmt haben und bis heute mitbestimmen: die Albert Schweitzers und die Rudolf Bultmanns. Luz hielt im Blick auf Wright fest: «... beide haben die Paulus-Interpretation während langer Zeit und bis heute entscheidend bestimmt und angeregt. Das wird auch mit Ihrer Paulus-Interpretation so gehen.» – Das ist ein grosses Wort! Wenn es zutrifft – was auch der Verfasser dieser Zeilen vermutet –, dann haben wir es im Paulusbuch von N. T. Wright mit einem neuen Referenzwerk der theologischen Diskussion um die paulinische Theologie zu tun, ein Werk also, an dem man nicht vorbeigehen kann, wenn man diese Diskussion ernsthaft führen will.

Eine «Landkarte» allerdings – so hilfreich, wie sie ist – kann die Begehung der Landschaft nicht ersetzen. Tatsächlich erschliessen manche Thesen von Wright ihre Plausibilität erst vollständig, wenn man ihre sorgfältige Entfaltung in der «Landschaft» und nicht nur auf der «Karte» verfolgt. Dem Verfasser ist das so mit einer besonders spannenden des «Historikers des (jüdischen) ersten Jahrhunderts» ergangen. Wright vertritt nämlich die These, dass zu vielen Varianten der jüdischen «story» des ersten Jahrhunderts die grundlegende Aussage gehört, dass das babylonische Exil eigentlich nicht zu Ende gegangen ist. Nun, im ersten Augenblick scheint diese These ziemlich neu und ungewöhnlich. Dann stellt sich eine erste Plausibilität ein, wenn man bedenkt, wie schwierig und dürftig die tatsächliche Rückkehr aus Babylon sich im Leben gestaltete, wie grossartig diese Rückkehr sich aber im Wort etwa eines Deuterosejaja ausnahm. Da ist offensichtlich ein Gegensatz, der verständlich macht, wieso man denken konnte, «eigentlich» sei das Exil noch nicht in Wahrheit vorbei, auch wenn man physisch zurückgekehrt ist. Wright kann jedoch tatsächlich minutiös und überzeugend aufzeigen, wie sich diese Auffassung in einer Fülle von Texten der nachexilischen Literatur spiegelt – und das ist ungeheuer erhellend. Tatsächlich hat diese These, hat man ihre reiche Belegbarkeit in den Quellen erst einmal wahrgenommen, eine sehr grosse Erschliessungskraft: Viele Zusammenhänge zeigen sich neu, tiefer und in weiteren Zusammenhängen. Das ist jedoch beileibe nicht das einzige Beispiel solcher Einsichten: Es lohnt sich also, nicht nur die Karte zu studieren, die N. T. Wright in seinen Freiburger Vorträgen geliefert hat, sondern wirklich – möglicherweise in mehreren Anläufen und auf verschiedenen Routen – die «Landschaft» des Buches zu erwandern und dabei immer das Panorama im Auge zu behalten.

Eine neue Perspektive

Will man nun die Paulus-Deutung, die N. T. Wright seinen Freiburger Zuhörern und den Lesern seines

Buches vorschlägt, insgesamt etwas in die Forschungslandschaft einordnen, dann kann man einen Namen aufgreifen, den Ulrich Luz in seinem Statement genannt hat: Es ist der Name Albert Schweitzers. Schweitzer verstand Paulus als Juden, der auch in seiner Zuwendung zur paganen Welt Jude bleibt. Und Schweitzer vertrat die These, dass nicht die Rechtfertigung aus Glauben das Zentrum der paulinischen Theologie sei, sondern das Sein «in Christus». Beide Thesen wurden in den letzten Jahrzehnten vor allem von Forschern aus der angelsächsischen Welt aufgegriffen und weitergeführt – und zwar gegen einen mitteleuropäischen «mainstream», der von Rudolf Bultmanns Paulus-Sicht ebenso geprägt ist wie vom Erbe der Reformation. Bekannte Namen dieser bald unter dem Titel einer «neuen Perspektive» («new perspective on Paul») firmierenden Richtung sind E. P. Sanders, Krister Stendahl oder James Dunn. Und eben N. T. Wright. Diese Richtung ist in sich vielgestaltig, im Blick auf die Herkunft ihrer Protagonisten wie im Blick auf ihre Entwürfe, wird aber durch einige gemeinsame Grundaussagen greifbar. Neben den schon genannten, die auf Schweitzer zurückgehen, ist dabei eine zentral, die auch Wright aufgreift und weiterführt: Das Judentum des ersten Jahrhunderts ist keine werkgerechte Gesetzesreligion, in der Menschen sich aus eigener Kraft vor Gott rechtfertigen. Dies ist vielmehr eine unhistorische Karikatur. Bei Wright wird diese Sicht eingeordnet

in seine Deutung der «dikaiosyne» als «faithfulness», als Bundestreue Gottes gegenüber seinem Volk. Paulinische Theologie ist und bleibt jüdische Theologie – neu gestaltet um Geist und Messias. (Wie man im Vor- und Umfeld der Tagung – ganz offensichtlich ohne jede ernsthafte Lektüre – Wright theologischen Antijudaismus vorwerfen konnte, bleibt angesichts dieser basalen Aussagen völlig unverständlich.)

Ökumene

Nur noch erwähnt werden kann abschliessend, wie stark die ökumenische Prägung dieser Tagung war. Und zwar im umfassenden Sinne: Nicht nur, dass sich Katholiken, Protestanten verschiedener Herkunft (bis zu den Freikirchen) und Orthodoxe im Publikum fanden. Sondern auch «kritische» Exegeten und Christinnen und Christen evangelikaler Prägung. Dass exegetisch und historisch genau gearbeitet wurde, ohne dass die geistliche Dimension verloren ging. Dies gehörte für den Verfasser zu den faszinierendsten Eindrücken der Tagung. Die hochkarätige Diskussion mit N. T. Wright, Kurt Kardinal Koch, Gottfried Locher und Martin Bühlmann fügte sich hier organisch ein. Der geistliche, sehr bewegende Höhepunkt des abschliessenden Gottesdienstes war dann auch die gegenseitige Segnung, die sich alle Teilnehmer spendeten. Man kann nur wünschen, dass das, was hier angestossen wurde, weitergeht und fruchtbar bleibt. *Martin Brüske*

BERICHT

Studienzentrum für Glaube und Gesellschaft an der Universität Freiburg (Schweiz) offiziell lanciert

Das Studienzentrum für Glaube und Gesellschaft wurde am 10. Juni 2014 im Rahmen der «Studientage zur theologischen und gesellschaftlichen Erneuerung» eröffnet. Das Zentrum ist an das Institut für Ökumenische Studien angeschlossen, welches in diesem Jahr sein 50-Jahr-Jubiläum feiert. Geleitet wird das Zentrum von dem promovierten Theologen und Pfarrer der landeskirchlichen Gemeinschaft «Jahu», Walter Dürr (56). Das Studienzentrum finanziert sich durch Drittmittel.

Das Studienzentrum setzt sich dafür ein, die inner-evangelische Ökumene an den Tisch der grossen Ökumene zu bringen. Diese Ökumene umfasst die gesamte Bandbreite von den evangelischen Landeskirchen bis zu den Freikirchen, und das Studienzentrum möchte versuchen, diesen Teil am Institut für Ökumenische Studien zu einem der Schwerpunkte werden zu lassen.

Das Studienzentrum arbeitet im akademischen Kontext der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg und deren Instituts für Ökumenische Studien. Von Anfang an werden jährlich Studientage zur theologischen und gesellschaftlichen Erneuerung angeboten. Diese sollen eine Begegnungsplattform bieten zwischen Kirchen, Sprachen, Kulturen und Denkformen und auf diese Weise helfen, Vorurteile zwischen den Konfessionen abzubauen und vom Reichtum anderer Traditionen zu lernen. Hier soll auf Augenhöhe Ökumene «miteinander und nicht bloss übereinander» eingeübt werden.

Für die Studientage im kommenden Jahr konnte der renommierte anglikanische Theologe Miroslav Volf (Yale University) gewonnen werden, der ein Experte für den interreligiösen Dialog und für Versöhnungsprozesse im interkulturellen Horizont ist.

Geplant sind mit der Zeit auch Weiterbildungsveranstaltungen und spezialisierte Unterrichtsveranstaltungen. Dabei soll eine Theologie, die Jesu Botschaft vom Reich Gottes ernst nimmt, mit den heutigen gesellschaftlichen Realitäten und Herausforderungen in den Dialog gebracht werden.

Ein evangelisch ausgerichtetes Zentrum an einer katholischen Fakultät?

Seit 50 Jahren besteht an der Universität Freiburg das Institut für Ökumenische Studien (ISO). Die Zusammenarbeit hier in Freiburg mit den orthodoxen Kirchen hat bereits eine lange Tradition. Auch die reformierten Kirchen sind im Direktorium vertreten. Kommt jetzt noch ein evangelischer, freikirchlicher Kontext an der katholischen Fakultät hinzu, so kann dies für alle Seiten bereichernd sein. Denn seit einigen Jahren ist eine wachsende Anzahl von evangelischen Studenten in Freiburg festzustellen. Im Austausch mit der Freiburger Professorin Barbara Hallensleben ist die Idee entstanden, das Studienzentrum für Glaube und Gesellschaft zu gründen, das eine Brückenfunktion einnehmen möchte zwischen akademischer Theologie, Spiritualität und den Gemeindeaktivitäten. Weitere Informationen: www.glaubeundgesellschaft.ch

Walter Dürr

DIE BLEIBENDE AKTUALITÄT DES ZWEITEN VATIKANISCHEN KONZILS (III)

Das Konzil – ein bleibendes Versprechen (Teil I)

Vom Zweiten Vatikanischen Konzil wird bleiben, was von jedem Konzil geblieben ist: die Texte und die Wirkungsgeschichte. Diese Wirkungsgeschichte ist auch heute noch nicht abgeschlossen. Sie begann schon während des Konzils mit dem umfassenden, oft mühevollen und mit Konflikten verbundenen Rezeptionsprozess, das heisst mit der konkreten Umsetzung des Erneuerungsprogramms, welches das Konzil der katholischen Kirche aufgegeben hat. Diese Erneuerung des kirchlichen Lebens braucht und braucht immer noch Zeit, denn «die Neuorientierungen des Konzils sind zu tiefgreifend, um solch eine Aufgabe theologisch und pastoral in einer Generation lösen zu können. Die Beharrungskräfte sind zäh, die Gewöhnung an eingefahrene Gleise ist tief verwurzelt. Zugleich manifestieren sich in der gegenwärtigen gesellschaftlichen und kirchlichen Lage jene Probleme und Problemstellungen, auf die das Konzil bereits hingewiesen hat, in neuen Konstellationen und Zuspitzungen».³⁵ Dass ich von den Auswirkungen dieses Konzils und damit auch von der konstruktiven Auseinandersetzung mit seinen Texten noch einiges erwarte, bringt der Untertitel dieses Beitrags zum Ausdruck.

A. Hermeneutische Überlegungen

Auch wenn Neuorientierungen etwas Neues mit sich bringen, ist das Konzil nicht einfach Neubeginn, kann es auch gar nicht sein. Es ist vielmehr Erneuerung der gleichen Kirche und damit gleichzeitig Kontinuität und Diskontinuität, gleichzeitig Diskontinuität und Kontinuität. Dieses Miteinander und Ineinander ist eine Ursache der nachkonziliaren innerkirchlichen Spannungen. Mit den im ersten Beitrag eingeführten Begriffen von verweilen und suchen gesagt: Die Verweilenden betonen die Kontinuität, die Suchenden die Diskontinuität. Wichtig scheint mir, dass es dabei nicht um fundamentale Ausschlusslichkeiten geht. Wer die Kontinuität verabsolutiert, hält die Kirche für lernunfähig, und wer die Diskontinuität verabsolutiert, hält die Identität der Kirche für beliebig. Verweilende und Suchende gab es bereits unter den Konzilsvätern und ihren theologischen Beratern. Um zu mehrheitsfähigen Texten zu kommen, mussten sie immer wieder Formulierungen finden, in denen sich beide Seiten wiedererkennen konnten. Das musste bei der zur Verfügung stehenden Zeit zu Kompromisstexten führen; leider gab es dabei auch Machenschaften.

Wie sind solche Texte nun zu verstehen? Wer sie nur von den nach vorne weisenden Anteilen her versteht, vertritt eine Hermeneutik der Diskontinuität; nicht selten wird dann noch der Geist des Konzils oder sein Ereignischarakter bemüht. Wer sie andererseits nur von den verharrenden Anteilen her versteht, vertritt eine Hermeneutik der Kontinuität. Beide Verständnisse, beide Hermeneutiken werden dem Zweiten Vatikanischen Konzil und seinen Texten nicht gerecht. Sollen die Texte richtig verstanden werden, müssen sie von ihrem Werden sowie von der Struktur und der Gestalt des Textcorpus, dem Gesamt der Texte, her verstanden werden.

In der Kontroverse zwischen dem Kurien-Erzbischof Agostino Marchetto und der Bologna-Schule um Giuseppe Alberigo und Alberto Melloni, die in der Weihnachtsansprache Papst Benedikts XVI. an die Römische Kurie von 2005 aufgegriffen wurde, geht es nicht nur um die Hermeneutik der promulgierten Endfassung, es geht vielmehr um die Vielfalt, aber auch die Begrenztheit einzelner Zugänge zu Ereignis und Ergebnis des Konzils. Einer dieser Zugänge ist die Textintention, die mit der Beschreibung des Konzils durch den Papst beginnt, der es einberufen hat. Dazu gibt es zahlreiche Aussagen, die Peter Hünermann mit folgenden Eckpunkten festmacht:

«1. Das Konzil, das Johannes XXIII. ansagt, wird von ihm zunächst als geistliches Ereignis gekennzeichnet, als Begegnung mit Christus im Heiligen Geist und eine daraus resultierende Erneuerung der Kirche und des christlichen Lebens.

2. Johannes XXIII. ruft zu einem «pastoralen Konzil» auf, das zu einem entsprechenden «aggiornamento» der Kirche führt.

3. Der Papst beruft ein Konzil ein, das der Einheit der Christen dienen soll: ein «Gastmahl der Brüderlichkeit».

4. Papst Johannes lädt zu einem Konzil, das die «Zeichen der Zeit» liest und kirchliche Welt-Verantwortung wahrnimmt.

5. Das Konzil soll aus dem freien und verantwortlichen Arbeiten der Bischöfe entspringen.»³⁶

I. Das freie Wort der Bischöfe

Für dieses freie und verantwortliche Arbeiten mussten sich die Bischöfe dann aber einsetzen. Das geschah bereits in der Ersten Generalkongregation vom 13. Oktober 1962. Diese sollte die Wahl der bereits im Vorfeld des Konzils versandten Schemata vorneh-

Dr. Rolf Weibel war bis April 2004 Redaktionsleiter der «Schweizerischen Kirchenzeitung» und arbeitet als Fachjournalist nachberuflich weiter.

³⁵Bernd Jochen Hilberath / Peter Hünermann, Vorwort, in: Dies. (Hrsg.): Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil, Bd. 2. Freiburg i. Br. 2004, VII.

³⁶Peter Hünermann: Der Text: Werden – Gestalt – Bedeutung. Eine hermeneutische Reflexion, in: Bernd Jochen Hilberath / Peter Hünermann (Hrsg.): Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil, Bd. 5. Freiburg i. Br. 2006, 21.

men und die zehn Konzilskommissionen bestellen. Als Wegleitung wurden den Bischöfen die Listen mit den Mitgliedern der vorbereitenden Kommissionen ausgehändigt. Während diesem Vorgang ersuchte Kardinal Achille Liénart, Bischof von Lille und Mitglied des Konzilspräsidiums, am Präsidiumstisch Kardinal Eugène Tisserant, der den Vorsitz führte, um das Wort. Kardinal Tisserant verweigerte die Redeerlaubnis unter Hinweis auf die Tagesordnung, die keine Diskussion vorsah. Daraufhin ergriff Kardinal Liénart das Mikrofon und verlas einen Antrag zur Geschäftsordnung: Man möge die Wahl aufschieben, bis die Bischöfe einander etwas kennen gelernt hätten und so auch seitens der Bischofskonferenzen selbst Wahlvorschläge eingebracht werden könnten. Diese Wortmeldung wurde mit anhaltendem Beifall quittiert.

Darauf sprach Kardinal Josef Frings, ebenfalls Mitglied des Konzilspräsidiums, ebenfalls ohne das ihm erteilte Wort, vom Präsidiumstisch aus und unterstützte Kardinal Liénart und dies auch im Namen der übrigen Mitglieder des Konzilspräsidiums, der Kardinäle Julius Döpfner und Franz König. Nach entsprechender Beratung am Präsidiumstisch gab Kardinal Tisserant dem Antrag statt, schloss die Sitzung und vertagte das Konzil. Am 16. Oktober konnten dann in der 2. Generalkongregation aufgrund der Vorschläge der Bischofskonferenzen die entsprechenden Kommissionswahlen vorgenommen werden. Bezeichnend die Reaktion von Papst Johannes XXIII. gegenüber Kardinal Liénart: «Sie haben gut daran getan, ganz laut zu sagen, was Sie denken, denn dazu habe ich die Bischöfe zum Konzil einberufen.»³⁷

An dieser Eigenständigkeit der Ortsbischöfe gegenüber den Vorgaben der römischen Kurie entzündete sich dann auch schon bald die Kritik einer Minderheit der Konzilsväter; alt Erzbischof Marcel Lefebvre trieb die Kritik später auf die Spitze. So erklärt heute die Priesterbruderschaft St. Pius X.: Das Ergebnis des Konzils verdanke sich «einer Koalition liberaler Bischöfe hauptsächlich aus Frankreich, Deutschland und den Niederlanden. Papst Johannes XXIII. schlug sich ebenso wie sein Nachfolger Paul VI. auf die Seite der Liberalen. Diese dominierten daraufhin das Konzil.» Die Texte seien «insgesamt von einem liberalen Geist durchdrungen. Derselbe Geist zeigte sich deutlich in den nachkonziliaren Reformen und Richtlinien, die teilweise noch weit über die Texte des Konzils hinausgingen. Die Priesterbruderschaft lehnt es daher ab, das Konzil und seine Reformen anzunehmen, weil sie von jenem liberalen Geist geprägt sind, der nicht der Geist der Kirche ist». Dieser liberale Geist des Konzils zeige sich «insbesondere in der Öffnung zur Welt, dem «aggiornamento», den Lehren vom Ökumenismus und von der Religionsfreiheit».³⁸ Gleiche oder ähnliche Positionen werden auch von anderen Initiativkreisen, Vereinigungen und Instituten vertreten, die weniger öffentliche Aufmerksamkeit genießen.

Die Eigenständigkeit der Ortsbischöfe gegenüber den Vorgaben der römischen Kurie zeigte sich dann auch bei der Arbeit an den Texten. Bei der Beratung der ersten Schemata zeigten sich die stärksten Gegensätze nicht beim Liturgie-Schema, sondern beim Schema über die Quellen der Offenbarung. Es blieb nämlich bei der Enzyklika Pius' XII. «Divino afflante Spiritu» von 1943 stehen. Auf Versammlungen führender Konzilstheologen mit prominenten Konzilsvätern war bereits vereinbart worden, die ersten Schemata durchfallen zu lassen. Nach einer juristisch unklaren Abstimmung, 62,5 Prozent hatten das Schema abgelehnt, entschied Papst Johannes XXIII., das Schema durch eine neue Kommission, in der Befürworter und Gegner des ersten Schemas paritätisch vertreten waren, neu ausarbeiten zu lassen. In die Kritik gerieten zwei weitere Schemata, jenes über die getrennten Ostkirchen und das erste Kirchenschema. In ihm wurde die pastorale Ausrichtung vermisst, wie sie Papst Johannes XXIII. in der Eröffnungsansprache thematisiert hatte. Die konservative Seite hielt dagegen, die Pastoral bedürfe einer lehrmäßigen Grundlage. In der zweiten Sitzungsperiode konnten dann ein umgearbeitetes Kirchenschema beraten und neue theologische Ansätze gutgeheissen werden.

2. Das gefragte Wort der Ökumene

Ein neuartiges Dokument war die pastorale Konstitution über die Kirche in der Welt von heute. Entsprechend komplex und kompliziert gestaltete sich ihre Ausarbeitung über mehrere Textfassungen. Die Geschichte dieses Textes kann nicht nur zeigen, wie die verschiedenen Kommissionen, Subkommissionen und gemischten Kommissionen gearbeitet haben und wie die einzelnen Beiträge zu einem Ganzen gefügt wurden; sie kann auch die Bedeutung der ökumenischen Zusammenarbeit aufzeigen. Lukas Vischer, der Beobachter des Ökumenischen Rates der Kirchen, schrieb einen langen Brief über die Art und Weise, wie die Abteilung «Faith and Order» des Ökumenischen Rates ein «Schema über die heutige Welt» angehen würde, wenn man es von ihr verlangen würde.

Prof. Charles Moeller schrieb aufgrund eigener Erfahrung: «Dem damaligen Redaktionskomitee wurde infolge dieses Briefes von Lukas Vischer die Notwendigkeit bewusst, von der Herrschaft Christi zu sprechen und daraus einen zentralen Gedanken zu machen. Ohne Zweifel hatten die Bischöfe auch gesagt, doch der spezifisch österliche Aspekt dieser Herrschaft und das Bemühen, dies nicht mit «naturrechtlichen» Themen zu vermengen, ist diesem Einfluss zu verdanken.»³⁹

B. Zu den Texten

Das Zweite Vatikanische Konzil hat 16 Dokumente verabschiedet. Eine Besonderheit dieser Texte ist, dass sie nicht dem herkömmlichen Zweischritt: Leh-

VATIKANUM II

³⁷ Andrea Riccardi: Die turbulente Eröffnung der Arbeiten, in: Giuseppe Alberigo / Klaus Wittstadt (Hrsg.): Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils, Bd. 2: Das Konzil auf dem Weg zu sich selbst. Mainz 2000, 24.

³⁸ www.piusbruderschaft.de/ueber-uns/ueber-uns/34-fragen-faq (Zugriff 15. Februar 2012).

³⁹ Lth.K.E 3, 252.

re (*doctrina*) – Disziplin (*disciplina*) folgen, sondern pastoral ausgerichtet sind. Dass heisst, sie wurden in einem wechselseitigen Ineinander von Theorie/Theologie und (Glaubens-)Praxis entwickelt. Darum ist ihre unterschiedliche Bezeichnung als Konstitutionen, Erklärungen oder Dekrete nicht zwingend.

Immerhin behandeln die vier Konstitutionen zentrale Fragen des Selbstverständnisses. In der Dogmatischen Konstitution über die göttliche Offenbarung «*Dei verbum*» vergewissert sich die Kirche gleichsam ihrer Herkunft; in der Dogmatische Konstitution über die Kirche «*Lumen gentium*» legt sie ihr Selbstverständnis dar; in der Konstitution über die heilige Liturgie «*Sacrosanctum Concilium*» thematisiert sie jene «heilige Handlung, deren Wirksamkeit kein anderes Tun der Kirche an Rang und Mass erreicht» (SC 7); in der Pastoralen Konstitution über die Kirche in der Welt von heute «*Gaudium et spes*» stellt sie sich als Weltkirche der Welt.

In drei Erklärungen holt die Kirche wie der Hausherr im Gleichnis (Mt 13,52) Neues und Altes hervor: die Erklärung über die christliche Erziehung «*Gravissimum educationis*» thematisiert ein traditionelles Aufgabenfeld der Kirche; die Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen «*Nostra aetate*» ermöglicht ein neues Verhältnis zum Judentum; die Erklärung über die Religionsfreiheit «*Dignitatis humanae*» nimmt das Gewissen eines jeden Menschen ernst und glaubt an die Kraft der Wahrheit.

Von den neun Dekreten sind fünf in ausdrücklicher Abhängigkeit von der dogmatischen Konstitution über die Kirche bestimmten Personengruppen gewidmet: das Dekret über die Hirtenaufgabe der Bischöfe in der Kirche «*Christus Dominus*», das Dekret über die Ausbildung der Priester «*Optatum totius*», das Dekret über Dienst und Leben der Priester «*Presbyterorum ordinis*», das Dekret über die zeitgemässe Erneuerung des Ordenslebens «*Perfectae caritatis*», das Dekret über das Apostolat der Laien «*Apostolicam actuositatem*». Zwei Dekrete befassen sich mit wesentlichen Tätigkeiten der Kirche, nämlich: das Dekret über die sozialen Kommunikationsmittel «*Inter mirifica*» und das Dekret über die Missionstätigkeit der Kirche «*Ad gentes*». Das Dekret über die katholischen Ostkirchen «*Orientalium Ecclesiarum*» widmet sich jenen Kirchen des Ostens, die zur Gemeinschaft mit der lateinischen Kirche zurückgefunden haben, und das Dekret über den Ökumenismus «*Unitatis redintegratio*» gliedert die römisch-katholische Kirche auf ihre Weise in die ökumenische Bewegung ein.

Die Konzilsforschung spricht heute mit gutem Grund nicht von 16 Texten, sondern von einem Textcorpus, der sich von den Texten der bisherigen Konzilien durch verschiedene Charakteristika unterscheidet. So ist etwa von einer grossen «inneren Spannweite» die Rede, weil nämlich immer wieder ein grosser Bogen

geschlagen wird vom Heilsratschluss Gottes bis zur konkreten Praxis, von der theologischen Annäherung an das «mysterium» bis zu Verhaltensanforderungen und Handlungsorientierungen. Bezeichnend ist auch der vielfältige Bezug auf die Tradition. Alle Bibelzitate in den Texten des Zweiten Vatikanischen Konzils machen zahlenmässig mehr als die Hälfte aller Bibelzitate aller ökumenischen Konzilien aus; in den Texten aller ökumenischen Konzilien finden sich 471 Zitate aus den Kirchenvätern, wovon 286 in den Texten des Zweiten Vatikanischen Konzils, was rund 60 Prozent ausmacht. Von seinen Texten her kann man das Zweite Vatikanische Konzil mit zwei Stichworten charakterisieren: «*ressourcement*» – zurück zu den Quellen, und: «*aggiornamento*» – auf Augenhöhe mit der Zeit.

C. Theologische Aussagen

Es ist natürlich unmöglich, in einer Übersicht auch nur die wichtigsten theologischen Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils darzustellen und in ihrer Bedeutung zu würdigen. Auch kann kein Aufsatz das Studium der Texte selber ersetzen. Darum versuche ich eine Zusammenschau, zu der ich mich von «*Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil*» anregen liess. Mein Ziel ist, einen kleinen, aber möglichst ausgewogenen Eindruck vom Reichtum dieses Textcorpus zu vermitteln und zum Studium der Texte selber anzuregen. Das fünfbandige Kommentarwerk bietet im 1. Band eine lateinisch-deutsche Studienausgabe der Texte, in den Bänden 2 bis 4 theologische Kommentare zu den einzelnen Texten und im Band 5 eine theologische Zusammenschau und Perspektiven. Dieser theologischen Zusammenschau entlang strukturiere ich die folgende Übersicht.

I. Offenbarung und Handeln Gottes in der Geschichte

Während sich das Erste Vatikanische Konzil im Zusammenhang von Offenbarung mit dem Verhältnis von Glauben und Vernunft zu befassen hatte, musste sich das Zweite Vatikanische Konzil mit dem Verhältnis von Glauben und Geschichte beschäftigen. In der dogmatischen Konstitution über die göttliche Offenbarung geht es umfassend um das Handeln Gottes in der Geschichte, um das Verhältnis von Offenbarung, Schrift und Tradition. Vom Handeln Gottes in der Geschichte, von seiner Präsenz in einer säkularisierten Welt handeln auch andere Konzilstexte.

a. Das Offenbarungsdenken des Konzils ist personal und geschichtlich ausgerichtet (vgl. DV 4).

b. Das Offenbarungsdenken des Konzils ist von der Geschichtsmächtigkeit Gottes überzeugt und grenzt sich damit klar gegen ein deistisches Gottesverständnis ab (vgl. UR 1).

c. Das Konzil betrachtet die Geschichte als Ort, an dem Gott auch heute präsent ist und sich erkennen lässt (vgl. GS 4 und 11).

Rolf Weibel

AMTLICHER TEIL

BISTUM BASEL

Missio canonica

Diözesanbischof *DDr. Felix Gmür* erteilte die *Missio canonica* per 1. August 2014 an:

Simon Moser als Pastoralraumfarrer des Pastoralraumes Dünnerthal sowie als Pfarrer der Pfarreien Josef der Arbeiter Aedermannsdorf (SO), St. Josef Gänsbrunnen (SO), Johannes der Täufer Herbetswil (SO), St. Martin Lapersdorf (SO), St. Pankraz Matzendorf (SO) und St. Theodul Welschenrohr (SO).

Raimund Obrist als Pfarradministrator der Pfarreien St. Agatha Baldingen (AG), St. Katharina Kaiserstuhl (AG), St. Oswald Wislikofen (AG) und St. Verena Zurzach (AG);

Pater Dr. Wieslaw Reglinski I. Sch. als Pfarradministrator der Pfarrei St. Wendelin Dulliken (SO); *Markus Schöbi* als Pfarradministrator der Pfarreien St. Laurentius Grellingen (BL), St. Martin Blauen (BL), St. Nikolaus Dittingen (BL), St. Oswald Nenzlingen (BL) und Maria Empfängnis Zwingen (BL).

Markus Gurtner als Leitender Priester der Pfarreien Heiliggeist Interlaken (BE) und Guthirt Meiringen (BE).

Raimund Obrist als Mitarbeitender Priester mit Pfarrverantwortung der Pfarrei St. Nikolaus Schneisingen (AG);

Celestine Joseph Thazhuppil als Mitarbeitender Priester mit Pfarrverantwortung der Pfarreien St. Leodegar Birmenstorf (AG), St. Blasius Gebenstorf (AG) und Christ König Turgi (AG).

Markus Cordemann als Gemeindeleiter ad interim der Pfarreien St. Martin Basadingen (TG), Bruder Klaus Diessenhofen (TG), St. Michael Paradies (TG), Maria Himmelfahrt Eschenz (TG), Maria Schmerzensmutter Klingenzell (TG), St. Blasius Mammern (TG), Herz Jesu Stein am Rhein (SH) und Peter und Paul Ramen (SH);

Diakon *Peter Daniels-Chucherko* als Gemeindeleiter ad interim der Pfarrei St. Leodegar Birmenstorf (AG);

Jure Ljubic als Gemeindeleiter der Pfarrei Guthirt Meiringen (BE).

Simon Meier als Gemeindeleiter ad interim der Pfarrei St. Maria Windisch (AG).

Josef Schenker als Kaplan in den Pfarreien St. Josef Däniken (SO), Peter und Paul Gretzenbach (SO) und St. Wendelin Dulliken (SO).

Marek Sowulewski-Nefermann als Diakon in den Pfarreien St. Martin Lostorf (SO), St. Antonius der Einsiedler Niedergösgen (SO), Maria Königin Obergösgen (SO) und Karl Borromäus Winznau (SO).

Gianfranco Biribicchi als Pastoralassistent in der Pfarrei Bruder Klaus Bern;

Pia Brüniger-von Moos als Pastoralassistentin in den Pfarreien St. Antonius von Padua Luzern und St. Michael Luzern;

Dorothee Brigitte Fischer-Hollerbach als Pastoralassistentin in den Pfarreien St. Nikolaus Brugg (AG) und St. Maria Windisch (AG).

Lic. iur. *Theresa Herzog-Zimmermann* als Pastoralassistentin in den Pfarreien St. Antonius von Padua Münchwilen (TG) und St. Remigius Sirnach (TG);

Renata Huber-Wirthner als Pastoralassistentin in der Pfarrei Maria Rosenkranzkönigin Ebikon (LU);

Berthold Kessler als Pastoralassistent in den Pfarreien St. Vinzenz Eiken (AG) und Bruder Klaus Stein (AG);

Christina Kessler als Pastoralassistentin in den Pfarreien St. Vinzenz Eiken (AG) und Bruder Klaus Stein (AG);

Monika Klingenbeck-Kost als Pastoralassistentin in der Pfarrei St. Martin Worb (BE);

Monika Lauper als Pastoralassistentin in der Pfarrei St. Josef Rheinfelden (AG);

Alexander Mrvik als Pastoralassistent in der Pfarrei St. Pius X. Meggen (LU);

José W. Oliveira de Souza als Pastoralassistent in den Pfarreien Peter und Paul Allschwil (BL), St. Theresia Allschwil (BL) und Johannes der Täufer Schönenbuch (BL);

Jens Spangenberg als Pastoralassistent in der Pfarrei St. Theodul und Theodor Littau (LU);

Erika Trüssel als Pastoralassistentin in der Pfarrei St. Andreas Wolhusen (LU);

Tobias Zierof als Pastoralassistent in der Pfarrei Heilig Geist Hünenberg (ZG);

Thomas Kurt Zimmermann als Pastoralassistent in der Pfarrei St. Martin Arbon (TG).

Dr. *Guido Gassmann* als Spitalseelsorger im Luzerner Kantonsspital Wolhusen (LU);

Monika Lauper als Spitalseelsorgerin im Gesundheitszentrum Fricktal/Standort Rheinfelden (AG);

Monika Lauper als Klinikseelsorgerin in der Rehaklinik Rheinfelden (AG).

Dr. *Monika Egger* als Stellenleiterin der Fachstelle Katechese-Medien in Aarau.

Annica Grimm als Mitarbeiterin Fachbereich Bildung der Fachstelle kirchliche Dienste beider Basel mit Standort in Basel;

Toni Schmid als Fachmitarbeiter (KIL) der Fachstelle Katechese-Medien in Aarau.

Matthias Gmür als Katechet (KIL) in der Pfarrei Unsere Liebe Frau vom Rosenkranz Rotkreuz (ZG);

Birgitta Hillenbrand als Katechetin (FH) in der Pfarrei St. Josef Sissach (BL);

Petra Hippelein als Katechetin (FH) in den Pfar-

reien St. Martin Blauen (BL), St. Nikolaus Dittingen (BL), St. Oswald Nenzlingen (BL) und Maria Empfängnis Zwingen (BL);

Jonas Hochstrasser als Jugendarbeiter (KIL) und Katechet (KIL) in der Pfarrei St. Katharina Horw (LU);

Tamara Huber als Katechetin (RPI) in der Pfarrei Guthirt Ostermundigen (BE);

Rita Kälin-Schmid als Katechetin (RPI) in der Pfarrei St. Matthias Steinhausen (ZG);

Marco Martina als Katechet (RPI) in den Pfarreien St. Maria Schaffhausen, St. Konrad Schaffhausen, St. Peter Schaffhausen und St. Maria und Antonius von Thayngen (SH);

Kurt Meier als Katechet (RPI) in den Pfarreien Peter und Paul Willisau (LU) und St. Michael Zug;

Monika Regli-Werder als Katechetin (RPI) in der Pfarrei Johannes der Täufer Zug;

Benno Stocker als Katechet (RPI) in den Pfarreien St. Josef Bellikon (AG), Heilig Kreuz Künten (AG), St. Martin Rohrdorf (AG) und St. Vinzenz Stetten (AG).

Von den Regionalen Bischofsvikaren haben eine *Missio als Pastoralassistenten/-innen der Berufseinführung Bistum Basel (NDS BE 2014/16)* per 1. August 2014 erhalten:

Gabriele Carlo Balducci für die Pfarreien Peter und Paul Allschwil (BL), St. Theresia Allschwil (BL) und Johannes der Täufer Schönenbuch (BL);

Niklaus Hofer für die Pfarreien St. Pelagius Bischofszell (TG), Maria Königin Sitterdorf (TG) und Maria Geburt St. Pelagiberg (TG);

Francesco Marra für die Pfarreien St. Pankraz Boswil (AG) und St. Georg Bünzen (AG) sowie für die Pfarreien St. Wendelin Aristau (AG), St. Burkard Beinwil (AG) und St. Goar Muri (AG);

Bartłomiej Migacz für die Pfarrei St. Mauritius Berikon (AG);

Flavia Schürmann für die Pfarreien St. Josef Däniken (SO) und Peter und Paul Gretzenbach (SO) sowie für die Pfarrei St. Wendelin Dulliken (SO);

Natalie Yacobian für die Pfarreien Bruder Klaus Hallau (SH) und Heilig Kreuz Neuhausen (SH).

Von den Regionalen Bischofsvikaren haben eine *Missio als Katechetin/-innen in Ausbildung für die RPI-Praxisstelle 2014/16* per 1. August 2014 erhalten:

Robert Habijan für die Pfarrei St. Anna Frauenfeld (TG);

Irène Heggli-Ottiger für die Pfarrei St. Theodul und Theodor Littau (LU);

Simon Spielmann für die Pfarreien St. Martin Egerkingen (SO), St. Stephan Fulenbach (SO), Johannes der Täufer Härkingen (SO), Maria Heimsuchung Neuendorf (SO) und Maria Himmelfahrt Oberbuchsiten (SO).

Anmerkung der Redaktion: Weitere Amtliche Mitteilungen werden in der nächsten SKZ-Ausgabe publiziert.

Versilbern Vergolden Reparieren Restaurieren



Ihre wertvollen und antiken Messkelche, Vortragskreuze, Tabernakel, Ewiglichtampeln und Altarleuchter restaurieren wir stilgerecht und mit grossem fachmännischem Können.

SILBAG AG

Grossmatte-Ost 24 · 6014 Luzern
Tel. 041 259 43 43 · Fax 041 259 43 44
e-mail info@silbag.ch · www.silbag.ch

Autorinnen und Autoren dieser Nummer

Dr. theol. des. **Martin Brüske**
Universität Freiburg
Avenue de l'Europe 20, 1700 Freiburg
martin.brueske@unifr.ch
Dr. theol. **Walter Martin Dürr**
Universität Freiburg
Av. de l'Europe 20, 1700 Freiburg
walter.duerr@unifr.ch
Dr. **Marie-Louise Gubler**
Aabachstrasse 34, 6300 Zug
mgubler@sunrise.ch
Prof. Dr. **Monika Jakobs**
RPI, Universität Luzern
Frohburgstrasse 3, 6002 Luzern
monika.jakobs@unilu.ch
Prof. em. Dr. **Fulbert Steffensky**
Wesemlinstrasse 13, 6006 Luzern
fsteffensky@tolmein.de
Dr. **Rolf Weibel**
Wächselacher 24, 6370 Stans
dr.rolf.weibel@bluewin.ch

Schweizerische Kirchenzeitung

Fachzeitschrift für Theologie und
Seelsorge / Amtliches Organ

Redaktion

Maihofstrasse 76, 6002 Luzern
Telefon 041 429 53 27
E-Mail skzredaktion@lzmedien.ch
www.kirchenzeitung.ch

Redaktionsleiter

Dr. **Urban Fink-Wagner**, EMBA

Stellen-Inserate

Telefon 041 767 79 03
E-Mail skzinserte@lzfachverlag.ch

Kommerzielle Inserate

Telefon 041 370 38 83
E-Mail hj.ottenbacher@gmx.net

Abonnemente

Telefon 041 767 79 10
E-Mail skzabo@lzfachverlag.ch

Redaktionsschluss und Schluss der
Inseratenannahme: Freitag der
Vorwoche, 11.00 Uhr.
Das vollständige Impressum findet sich
in der SKZ-Nr. 25/2014, S. 382

Kipa-Woche als SKZ-Beilage

Redaktionelle Verantwortung:
Redaktion Kipa, Bederstrasse 76
Postfach, 8027 Zürich
E-Mail kipa@kipa-apic.ch



Die Theologische Fakultät der Universität Luzern mit ihrer gut 400-jährigen Tradition ist an einer jungen und aufstrebenden Universität angesiedelt. Sie bietet verschiedene anerkannte Ausbildungsgänge im theologischen Bereich an und engagiert sich in der interdisziplinären und fakultätsübergreifenden Zusammenarbeit. Im Herbstsemester 2013 hat die Fakultät den Studiengang Bachelor Theologie im Fernstudium eingeführt, der international eine positive Resonanz findet. Per 1. Dezember 2014 oder nach Vereinbarung suchen wir

eine/n Studienleiter/in Fernstudium (80 – 100 %)

Ihre Hauptaufgabe besteht in der Führung und Weiterentwicklung des Studiengangs Bachelor Theologie im Fernstudium und umfasst folgendes Portfolio:

- Koordination und mittelfristige Planung der Studienangebote
- Technische Gesamtverantwortung in Zusammenarbeit mit der Informatikabteilung
- Beratung von Studieninteressierten und von immatrikulierten Fernstudierenden
- Weiterbildungsveranstaltungen für die Dozierenden
- Eigene Lehrveranstaltung für Fernstudierende
- Massnahmen zur Qualitätssicherung und -entwicklung
- Vorbereitung und Umsetzung von entsprechenden Marketingmassnahmen

Für diese herausfordernde und abwechslungsreiche Arbeit bringen Sie folgende Qualifikationen mit:

- Akademischer Abschluss vorzugsweise in Theologie oder Philosophie, Doktorat von Vorteil
- Zusatzqualifikation, Erfahrung oder besonderes Flair für IT und Hochschuldidaktik / distance learning – falls notwendig die Bereitschaft, sich fehlende IT-Kenntnisse anzueignen
- Hohe Sozialkompetenz und eine gewinnende Persönlichkeit

Sind Sie vertraut mit dem Leben an einer Universität und haben Sie Freude an der Arbeit mit Studierenden? Sind Sie bereit, sich auf wissenschaftliche, didaktische und technische Herausforderungen einzulassen und Neuland zu betreten?

Dann sind Sie für uns die richtige Person. Es erwarten Sie ein motiviertes Team und ein gut ausgestatteter Arbeitsplatz. Die Anstellung erfolgt nach dem Personalrecht der Universität Luzern.

Weitere Auskünfte erteilen Prof. Dr. Markus Ries, Dozent im Fernstudium, oder MTh & Betr.Dek.FH Stephan Müller, Fakultätsmanager (markus.ries@unilu.ch; stephan.mueller@unilu.ch).

Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung. Bitte senden Sie sie elektronisch (1 Datei) mit vollständigen Unterlagen bis spätestens 8. September 2014 an: jobs@unilu.ch, Kennziffer 1000/011.



**LIENERT
KERZEN
EINSIEDELN**
Tel. 055 / 412 23 81
Fax 055 / 412 88 14



Das
Bibel-Spielfilm-
Projekt

Der neue pastorale Impuls aus dem Hause KleinFilm

Erwachsene oder Jugendliche schreiben ein Drehbuch und bringen einen Bibeltext im Spielfilm in die Gegenwart. 1-3 Tage.

lic. theol. **Christoph Klein**
www.KleinFilm.jimdo.com
071 750 06 24